

Erscheint täglich außer Montags. Abonnements-Preis für Berlin: Vierteljährlich 2,30 Mark, monatlich 1,10 Mark, wöchentlich 28 Pf. frei in's Haus. Einzelne Nummer 6 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. Post-Abonnement: 2,30 Mark pro Quartal. Unter Kreuzband: Für Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 2 Mark, für das übrige Ausland 2 Mark pro Monat. Eingetragen in der Post-Verordnungs-Beilage für 1891 unter Nr. 6489.

Insertions-Gebühr beträgt für die fünfspaltige Zeile oder deren Raum 20 Pf. für Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 25 Pf. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition abgegeben werden. Die Expedition ist an Wochentagen bis 7 Uhr Abends, an Sonntagen und Festtagen bis 9 Uhr Vormittags geöffnet.

Verantwortl. Redakteur: Amt VI, Nr. 4106.

Vorwärts

Berliner Volksblatt.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: Weuth-Strasse 2.

Mittwoch, den 8. Juli 1891.

Expedition: Weuth-Strasse 3.

Der Panama-Kanal.

Wenn von der sozialistischen Produktionsform gesprochen wird, bei welcher der Unternehmerrgewinn wegfällt, so meinen die Herren Philister mit überlegener Miene, daß dann keine großen und glänzenden Unternehmungen mehr zu Stande kommen könnten und der „Trieb“ zur Arbeit überhaupt abnehmen würde. Wir gestehen gerne zu, daß der kapitalistische Unternehmungsgeist Großes geschaffen hat, aber gerade diejenigen, die dabei am Meisten und Schwersten gearbeitet, hatten am Unternehmerrgewinn keinen Theil und hatten doch den „Trieb“ zur Arbeit. Wie sich aber die kapitalistische Betriebsform ausgestaltet hat, läuft jede größere Unternehmung Gefahr, Spekulanten, Deuttschneidern und Schwindlern zum Opfer zu fallen, gleichviel ob die Betriebskapitalien auf privatem Wege oder mit Unterstützung irgend einer Regierung aufgebracht worden sind.

Ein hervorragendes Beispiel dafür liefert uns der Panama-Kanal, an dem schon so lange gearbeitet wird und dessen Zustandekommen von jedem Menschen, der die moderne Verkehrsentwicklung zu schätzen weiß, aufs dringendste gewünscht werden muß. In dem berühmten Herrn von Lesseps, dem Schöpfer des Suez-Kanals, glaubte man den geeigneten Mann gefunden zu haben, um die Landenge zwischen den beiden Hälfen von Amerika zu durchstechen und somit dem Weltverkehr einen neuen Aufschwung zu geben.

Der „Unternehmungsgeist“ der Bourgeoisie ist aber nicht darauf gerichtet, im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt zu arbeiten, sondern er trachtet nach möglichst hohem Unternehmerrgewinn und nach reichlicher Verzinsung der angelegten Kapitalien. Als Wohlthäter der Menschheit lassen sich die kapitalistischen Unternehmer nebenher noch gerne beweihräuchern. Herr von Lesseps, der sich bekanntlich 1849 als Politiker nicht sonderlich rühmlich qualifiziert hat, ist der Typus eines solchen Unternehmers. Den Panama-Kanal hat er nicht zu Stande gebracht, aber er und Andere haben sich bei der Affäre dermaßen bereichert, daß sich nun die französischen Gerichte mit dem Panama-Kanal zu beschäftigen haben werden. Schon 1888 ist die Zahlungseinstellung der Panama-Gesellschaft erfolgt, aber bis jetzt haben die einflussreichen französischen Finanzmänner und mit ihnen im Bunde die republikanischen Bourgeoisregierungen die Erhebung einer Anklage hinauszuzögern verstanden. Erst in diesen Tagen ist sie unvermeidlich geworden.

Unter einer sozialistischen Produktionsform würden zu einem solchen Unternehmen die Mittel von der Ge-

samtheit beschafft und, wo nöthig, auch in ihrer Verwendung ausreichend kontrollirt worden sein. Man darf sich natürlich für die Zukunft diese Mittel nicht in Form von papierem oder gemünztem Gelde denken. Heute aber trat die Aktiengesellschaft in Geltung, die beliebte Vereinigung, bei welcher der Kapitalist sein Geld recht bequem verbend anlegen und, ohne dabei anders als mit der Kouponscheere mitzuwirken, die Zinsen einstreichen kann. Aber auch diese Form des Betriebes hat sich ausgelebt und eine wilde Spekulation, eine unerfährliche Gabel bedroht schier jede solche Ansammlung von Kapitalien. Herr von Lesseps hat in den Kapitalisten weitgehende Hoffnungen erweckt und sie haben riesige Summen gezeichnet, indem sie fest auf die Rentabilität des Unternehmens vertrauten.

Aber es sollte anders kommen. Nicht nur, daß das Unternehmen auf Schwierigkeiten aller Art stieß und die Arbeiter zu Tausenden von dem mörderischen Klima dahingerafft wurden — Lesseps und Genossen stürzten sich wie die Hasche auf die zusammengeschlossenen Kapitalien. Als die Zahlungen seinerzeit eingestellt wurden, hatte Herr von Lesseps gerade fünfzehnhundert Millionen Franken verbraucht und an dem Kanal konnten nur für 690 Millionen Franken Arbeiten nachgewiesen werden, also noch lange nicht für die Hälfte. Unter den Ausgaben befanden sich 108 Millionen Emissionsgebühren; diese Summe hatten also allein die Herren Börsenmatadore geschluckt. Als Geldverlegenheit eintrat, hatte Lesseps bis zu 90 pCt. Zinsen für Darlehen gezahlt. Von vielen Millionen konnte gar nicht belegt werden, wohin sie gekommen sind; Niemand zweifelt daran, daß man sie in den Taschen von Lesseps und Genossen verschwinden ließ.

Es ist begreiflich, daß die Aktionäre Böhm machen, aber sie reden immer von unbekanntem Leuten, an die das Geld gekommen sein soll. Die Bourgeoisblätter hegen nicht den mindesten Zweifel, daß Lesseps sein und der Seinigen Vermögen „riesig vergrößert“ hat, allein man sagt immer tröstend hinzu, daß er kein Schwindler, sondern nur Schwindlern in die Hände gefallen sei. Dieses arme Lamm, Herr von Lesseps, das noch nie ein Wässerchen getrübt hat!

Wir bedauern bei alledem, daß ein Mann, der so viel für den Weltverkehr geleistet hat, seine Laufbahn so schmählich abschließt. Es ist dies aber kein Zufall; es liegt in einem System. Die Bourgeoiswirtschaft ist von allen Schwächen der Greisenhaftigkeit befallen und ihr sogenannter großartiger Unternehmungsgeist stellt sich in diesem, wie in tausend anderen Fällen als ein ganz ge-

wöhnlicher Schacher und eine ordinäre Geldschneiderei heraus. Und diese Habacht verwechselt man mit einem „Trieb“, seine gesellschaftliche Pflicht zu thun! Weil die Bourgeois selber ohne Unternehmerrgewinn nichts unternehmen mögen, glauben sie, auch Andere könnten ohne solchen keine gesellschaftlichen Pflichten erfüllen.

„Mit Sittensprüchen baut man keine Eisenbahnen!“ sagte einst der famose „Ritter“ von Ofenheim — „und auch keinen Panama-Kanal“, werden Lesseps und Genossen hinzufügen.

Wir wissen wohl, daß man für „Sittensprüche“ taube Ohren hat; um so bezeichnender für das Jahrhundert des Kapitalismus.

Politische Uebersicht.

Berlin, 7. Juli.

Die furchtbaren Unwetter der letzten Wochen haben recht handgreiflich die Nothwendigkeit der obligatorischen Versicherung gegen Hagel und sonstige Naturereignisse bewiesen. Die zu Schaden gekommenen müssen jetzt an die öffentliche Mildthätigkeit sich wenden oder Staatsunterstützung verlangen — und sind in den meisten Fällen zu Grunde gerichtet. Wären sie versichert und wäre die Versicherung obligatorisch und allgemein, so würde der Schaden sich auf die Gesamtheit verteilen und der direkt Betroffene würde — von seinem persönlichen Ungemach abgesehen — nicht mehr benachtheiligt sein, als auch die nicht direkt Betroffenen. Man hat zwar gegen den — wiederholt von den Sozialdemokraten befristeten — Vorschlag der obligatorischen Versicherung gegen Hagel u. s. w. den Einwand erhoben, daß es ja Versicherungsgesellschaften zu diesem Zweck bereits gebe, und daß es Jedem freistehe, sich zu versichern. Allein es ist nun einmal Thatsache, daß nur Wenige sich in den vorhandenen Gesellschaften versichern und daß die Meisten sich auf ihr Glück und den Zufall verlassen. Für Häuser haben wir schon die obligatorische Versicherung gegen Feuer. Die Versicherung sollte aber unbedingt auch auf die Felder, Wiesen u. s. w. ausgedehnt werden und den Schaden durch Hagelschlag wie alle sonstigen verheerenden Naturereignisse ebensowohl in's Auge fassen, wie den durch Feuer.

Die Statistik lehrt uns außerdem, daß die Gewitter immer häufiger und heftiger werden — aus Gründen, die noch nicht genügend aufgeklärt sind, vermuthlich aber mit dem „eisernen“ Charakter unseres Jahrhunderts im Zusammenhang stehen dürften. Der wohlfeile Trost bleibt uns also nicht, daß Unwetter, wie dieses Jahr sie gebracht hat

Sie gab nicht nach; er mußte sie begleiten.

Wie glücklich leuchtete ihr gutes Gesicht, als sie neben dem Bruder nach der Försterei hinunter ging. Ambros blickte nichts weniger als glücklich oder auch nur zufrieden. Er dachte an seine letzte Begegnung mit dem Vater vor dem Stern.

Der Klosterbauer saß in der Stube und rechnete. Immer nur von dem Gedanken erfüllt, wieder ein reicher Mann zu werden, verbrachte er seine Zeit mit allerlei Spekulationen. Jetzt trug er sich mit dem Plane, die verfallene Mühle im Samwalde, an welche sich so unheimliche Sagen knüpften, an sich zu bringen und wieder in Stand zu setzen. Er machte einen Anschlag und Wefa spannte in einer Ecke, als Eisei froh erregt mit den Worten hereintrat: „Vater, hier ist der Ambros!“

„Alle guten Geister!“ rief Wefa erschrocken und der Faden zerriß zwischen ihren Fingern.

„Ja, hier bin ich! Gräß! Gott, Vater,“ sagte Ambros mit fester Stimme, indem er auf den Tisch zuging.

Der Klosterbauer sah ihn an, ohne den Bleistift aus der Hand zu legen. Er sagte kein Wort, presste die Lippen zusammen und die Mundwinkel zogen sich herab. Ambros richtete sich unwillkürlich höher auf; im nächsten Moment jedoch streckte er dem Alten die Hand hin und sagte: „Ver-gieb mir!“

Die Hand blieb unberührt. Die Bitte war freilich auch kühl genug vorgebracht worden.

„Ach, Vater, was hast Du mir doch versprochen!“ rief Eisei vorwurfsvoll. „Da ist der Broß jetzt und bittet Dich um Verzeihung, wie Du es verlangt hast.“

Da legte der Klosterbauer seine Hand in die des Sohnes; aber er sagte kein Wort dazu und erwiderte auch

Feuilleton.

Nachdruck verboten.)

(104)

Die Falkner von St. Vigil.

Roman aus der Zeit der bayerischen Herrschaft in Tyrol von Robert S a w e i c h e l.

„Und was hat er mir zu vergeben?“ grockte Ambros. Ist seine Hartzigkeit und sein Haß gegen den Kaspar Larzeit nicht Schuld an Allem?“

„Ach ja, der Haß hat viel verschuldet,“ sagte die Schwester leise. „Aber das hat der Vater nicht verschuldet, daß Du die arme Stasi so krank hast wiederfinden müssen. O Du, mein Schmerzens-Broß, ich muß es Dir ja sagen: Du selbst hast den Fluch erfüllt durch Deine Untreue gegen sie. Und auch den Frieden in der Mühle hast Du dadurch gestört.“

Ambros sank wie vernichtet in sich zusammen.

„O Du, mein Herzensbruder,“ fuhr Eisei milde fort und nahm seine Hand zwischen die ihrigen, „daran hab' ich gemeint, daß ich Gottes Born versöhnen könnte und er Dir und uns Allen unsere Schuld vergeben würde, wenn ich ihm mein Herz darbrächte aus freien Stücken, und daß er barmherzig sein würde mit Stasi. Und so hab' ich dem Wolf alles zu wissen thun lassen durch unsern Bruder Hannes, damit er mir mein Wort zurückgeben möchte, und er hat mich freigegeben.“

Der Gedanke an Wolf füllte ihre Augen mit Thränen. Ambros sprang mit wogender Brust auf, seine Er-

schütterung aber beraubte ihn der Sprache und nur mühsam brachte er hervor: Eisei — das hast Du gethan um meinerwillen? — Und so hab' ich auch Dich unglücklich und elend gemacht? Eisei, ich ertrag's nicht.“

„Nein, nein! Sei davon still,“ bat sie und zog ihn wieder zu sich auf die Bank, legte ihren Arm um seinen Nacken und fuhr fort: „Der Vater und der Hannes sind miteinander ausgeöhnt und der alte Krigaya hat Dir verziehen, auch der Vater will Dir vergeben, das hat er mir an meinem Hochzeitstag gelobt. Es braucht nur ein gutes Wort von Dir. Ach, Broß, wie soll Dir unser himmlischer Vater Deine schwere Schuld vergeben, wenn Du nicht einmal zu Deinem leiblichen Vater sagen willst: verzeih mir?“

Ambros rang schwer mit sich.

„Die Leut' haben mir erzählt, was Du für ein tapferer Held geworden bist,“ sagte Eisei mit einem Lächeln.

„Zeig's jetzt auch mir, indem Du Dein Herz besiegst. Du kannst Dir vorstellen, wie unglücklich der Vater ist, daß er den Hof verloren hat; sei großmüthig!“

„Ich soll' vor Dir niederknien, Eisei,“ rief er. „Sei es denn um Deinetwillen!“

„So laß uns gehen,“ sagte sie und stand auf.

„Wohin?“

„Zu Vater!“

„Jetzt gleich?“ rief Ambros. „Ein anderes Mal! Es eilt ja nicht.“

„Ja, Broß, es eilt,“ versetzte sie und holte ihm seinen Hut. Du sollst Dein Herz nicht kalt werden lassen. Und glaubst Du denn, daß der Vater nicht weiß, daß Du wieder da bist? Was muß er denken, wenn Du heut' nicht zu ihm kommst?“

und voraussichtlich noch bringen wird, ganz abnorme Naturerscheinungen seien, die überhaupt nicht in Berechnung zu ziehen seien. Das ist ein Irrthum. Und läßt sich auch nicht leugnen, daß das heurige Jahr in mancher Beziehung ein Ausnahmehahr ist, so muß doch mit der statistisch festgestellten Thatsache der stetig zunehmenden Dürre, Kälte und Heftigkeit der Gewitter (Hagelwetter, Wolkendrücke u. s. w.) gerechnet werden. —

„Es ist kein Nothstand“, meinte Herr Caprivi — die meiningische Regierung scheint jedoch anderer Ansicht zu sein. Ein Telegramm aus Schmalkalden besagt: Die Regierung von Meiningen ordnete wegen des schlechten Standes des Wintergetreides eine sofortige Erhebung an, ob genügendes Saatgut vorhanden ist.“

Mit anderen Worten, die meiningische Regierung bezweifelt, daß Saatgut für die Bestellung der nächsten Ernte genügend vorhanden sei. Ein wichtigeres Dementi konnte der Optimismus des Herrn Reichskanzlers nicht empfangen. —

Die Hundstags-Kannegiehereien über den „Dreibund“ dauern fort und bestehen jetzt vorwiegend in Phantasien über die Reise des deutschen Kaisers nach England. So viel scheinen die Herren Kannegießer seit einigen Jahren gelernt zu haben, daß sie nicht mehr an der kindlichen Auffassung festhalten, die Monarchen tragen Berträge mit sich in der Tasche herum und lenken, als peripatetische Politiker, die Geschiede der Völker auf Rundreisen. Allein, wenn der Wunderglaube an die fürstliche Rundreise-Politik auch durch die nüchternen Thatsachen einigermaßen beeinträchtigt worden ist, so herrscht doch noch immer die Meinung, das Verhältnis zwischen zwei Staaten wie England und Deutschland könne durch einen fürstlichen Besuch wesentlich beeinflusst werden. So lesen wir jetzt, der deutsche Kaiser werde zwar keinen Bündnißvertrag abschließen, aber doch die Beziehungen der beiden Länder zu so inniger gestalten, daß die heisse Freundschaft so ziemlich das Gleiche sei, wie ein förmlicher Bündnißvertrag.

Die betreffenden Kannegießer höherer und niederer Sorte haben offenbar keine Ahnung von dem parlamentarischen Regiment, das in England nicht bloß ein Scherz oder ein Bierrath ist. Andernfalls müßte ihnen bekannt sein, daß der Monarch in England keinerlei persönliche Politik treiben kann, und daß, was von dem einheimischen Monarchen gilt, selbstverständlich, womöglich in noch höherem Maße von einem Fremden gilt. Die Reisen von Monarchen haben in England keine andere Bedeutung, als die von einfachen Privatpersonen. —

Die deutschen Handelskammer-Sekretäre haben vorigen Monat in Dresden eine Konferenz gehabt, auf welcher u. A. der Beschluß gefaßt wurde, eine „übereinstimmende Wirtschafts- und Arbeiterstatistik“ zu beschaffen. Bisher waren die Berichte der Herren Handelskammer-Sekretäre allerdings sehr bunt-scheidig und widerspruchsvoll, indem besagte Herren zum Theil durch freihändlerische, zum Theil durch schutzöllnerische Brillen, allerdings in jedem Fall durch eine kapitalistische Brille ihre Beobachtungen anstellten. Die Widersprüche, welche auf diese Weise zwischen den verschiedenen Berichten sich geltend machten, boten natürlich der sozialdemokratischen Kritik mancherlei Handhaben, und dem wüchsten die findigen Herren Handelskammer-Sekretäre vorbeugen. Sie wollen zwar nicht ihre freihändlerischen und schutzöllnerischen Brillen wegwerfen, aber ihre Berichte doch wenigstens so einrichten, daß in denselben kein Material geliefert wird, das von den bösen Sozialdemokraten ausgenutzt werden kann. Nun — mögen die Herren ihr Bestes thun! Wir bezagen nicht den leisesten Zweifel, daß die Handelskammer-Berichte künftighin noch etwas vorsichtiger werden zurecht gelocht werden als bisher, indes wir wissen auch, daß die Wahrheit sich doch durchbohrt, und daß die Eiterbeulen der heutigen bürgerlichen Gesellschaft — die zur Abwechslung mitunter „die beste der Welten“ genannt wird — durch keine Schönfärberei aus der Welt geschafft werden — und auch durch keine Baar'schen Schönfärbereien. Jedenfalls ist dieser ebenso neue als unverächtliche Versuch, die Statistik zu fälschen — denn darauf läuft die Forderung einer

„übereinstimmenden Statistik“ doch hinaus — charakteristisch für die Vertheidiger und Lobredner des Kapitalismus. —

Der Reichs-Anzeiger veröffentlicht das Einkommensteuer-Gesetz vom 24. Juni 1891. —

In das Allerheiligste der europäischen „Zivilisation“ führt folgendes Wolff'sche Telegramm:

Sofia, 6. Juli. Heute wurden die am Sonnabend begonnenen Schießversuche mit Schnellfeuer-Kanonen des Grusonwerkes bei Magdeburg in Gegenwart des Kriegsministers, der Offiziere des Generalstabes, der Artillerie und des Genie-Korps sowie anderer Notabilitäten auf nicht vorher fixirte Distanzen fortgesetzt. Von 80 auf der Scheibe dargelegten, in einer Entfernung von zwei Metern von einander liegenden Soldatenköpfen wurden 14 von Ringkugeln und Schrapnellstücken getroffen. Die zweite Scheibe, welche zwei Feldkanonen darstellte, wurde in einer Distanz von 1800 Metern von 25 Schüssen getroffen. Die Schießversuche vom Sonnabend auf vorher bestimmte Distanzen ergaben ein vorzügliches Resultat bezüglich der Schnelligkeit des Schießens und der Treffsicherheit. Der Kriegsminister sprach bei dem nach den Versuchen eingenommenen Frühstück den Vertretern des Grusonwerkes seine vollste Zufriedenheit aus.

Wie stürmisch muß das Herz eines deutschen Patrioten schlagen, wenn er liest, daß „deutschem Fleiße“ es gelungen ist, den Massenmord auf eine solche Höhe rationaler Technik zu bringen! —

„Sont scheinen immer die Beamten die zuverlässigeren Zeugen zu sein, hier dreht sich aber leider der Spieß einmal um“. Diese Aeußerung that in diesen Tagen der Vorsitzende einer hiesigen Strafkammer, Landgerichtsrath Braun, gegenüber einem Zeugen, der einen wegen Verleumdung und Mißhandlung angeklagten Schuhmann zu entlasten suchte. Es handelte sich um einen der Fälle, in welchen ein Schuhmann die Abwehr von Insulten damit nicht, daß er den Spieß umdreht und den Insultirten noch obenein verhaftet und mißhandelt. Nicht immer kommt es vor, daß der Thatbestand so klar daliegt, daß der Schuhmann unter Anklage gestellt wird, wie es in diesem Falle geschah. Die Zeugen, mehrere andere Schuhteile und Nachtwächter, mußten wiederholt vom Vorsitzenden zur Wahrheit angehalten werden und änderten erst daraufhin die ihrem Kollegen günstige Aussage. Der übereinstimmende Versuch der Zeugen zu Gunsten des angeklagten Kollegen läßt darauf schließen, daß ein solcher Fall nicht vereinzelt daheer und daß die Aeußerung des Gerichts-Vorsitzenden, daß die Beamten so nicht immer die zuverlässigeren Zeugen zu sein scheinen, auf einer oft täuschenden Annahme beruht. Wir haben manche Verurtheilung gesehen, bei welcher der Aussage eines einzigen Beamten im Gegensatz zu einer ganzen Anzahl anderer Zeugen Glauben beigegeben wurde, weil der Beamte der zuverlässigere Zeuge zu sein schien, oder wenigstens dem Richter schien. —

Ein Stückchen „Deutschenhege“ wird wieder einmal aus Prag gemeldet. Ein dortiger deutscher Professor mit dem allerdings un-deutschen Namen Hyslharz wurde in Gesellschaft seiner Frau, zweier Söhne und zweier Schwäger von mehreren Tschechen überfallen und mißhandelt. Sie wurden deutsche Hünde, deutsches Gefindel geschimpft, der Ruf ertönte: „Prügel die Deutschen, Schlag sie todt!“ und die sich ansammelnde Menge soll sich hierbei ganz gleichgültig verhalten haben, bis die Polizei herbeikam und drei der Angreifer verhaftete. Wäre die Geschichte in Deutschland passiert und wären die Angreifer gebildete „deutsche“ Studenten, die Angegriffenen aber Juden gewesen, nun so würde sie nur als ein Zeichen national-patriotischer „Schneidigkeit“ gegolten haben. Jetzt aber wird dieser Akt der Rohheit, die wir selbstverständlich verdammen, als ein besonders gehässiger Akt nationaler Gehässigkeit mit der größten Entrüstung von der nationalen deutschen Presse hervorgehoben. Nun, diese hat am wenigsten ein Recht dazu. Unsere deutschen Nationalen sind eben tonangebend gewesen in der Verhöhnung der Nationen und Klassen. Ungefähr ist noch heute jeder am greisen Freiherrn von Ruffes verübte Todtschlag, und ähnliche Delikten deutschen Nationaler waren nichts Seltenes. Mit der Ausweisung tausender Russen und Polen ist in Deutschland der Sporn zur Nachahmung gegeben. Unsere „nationale“ Politik der letzten Jahrzehnte war eine geradezu deutsche

feindliche. Gerade Deutschland hatte zu bedenken, daß viele Millionen Deutsche im Ausland wohnen, und daß die nationale Hege, die im Innern des Deutschen Reiches getrieben wird, jene zu allermeist treffen wird. Was wir voraussehen, ist auch geschehen. Das Schicksal der Deutschen in Rußland ist besiegelt; in den russischen Ostprovinzen, in welchen sich die Deutschen Jahrhundertlang als die Herren betrachteten, herrscht der russische Schrecken; die deutsche Sprache, Kirche und Schule sind mit der Vernichtung bedroht, und — o Sipfel deutschen Nationalstolzes! — wenn der von der russischen Despotie bedrängte Deutsche nach Preußen flüchtig wird, so kann er gewärtig sein, daß er, Dank dem famosen Bismarck'schen Auslieferungsvertrage, in die Hände der russischen Henker zurückgeführt wird. Zurückgedrängt und der Vernichtung preisgegeben ist das Deutschtum auch in den meisten österreichischen Staaten. In Böhmen galten früher die Städte und vor allem Prag als überwiegend deutsch. Freilich haben sich die Deutschen dort vielfach den Haß der Bevölkerung zugezogen, da aus ihrer Mitte hauptsächlich die Werkzeuge genommen waren, mit denen das Metternich'sche Regiment die Volksfreiheit mit Füßen trat. Und wie war die Stellung der gebildeten Deutschen in der böhmischen Hauptstadt, als die tschechische nationale Bewegung bereits zur Macht gelangt war? Das deutsche Studententum in Prag, mitten in ihrer bedrängten Stellung, hatte so wenig Nationalgefühl, daß es auch im feindlichen Lande das Korpsprosenthum, wie mitten in Deutschland, gegenüber dem deutschen Bürger aufspielte. Da mußte denn wohl gegenüber dem nationalen tschechischen Aufschwung das Deutschtum den kürzeren ziehen; die Verächter des Deutschtums waren eben dieselben, die vorzugsweise mit ihrem deutschen Patriotismus prahlten. Während seit Jahrhunderten sich in unseren Nachbarländern die Vernichtung des Deutschtums vollzieht, berauschte man sich im Deutschen Reich förmlich in den Phrasen von der großen Machtstellung des deutschen Namens. Was in Oesterreich noch der Deutschenhege Abbruch thut, das ist der Fortschritt der „vaterlandslosen“ Sozialdemokratie; sie ist es auch, die den deutschen Namen, den die „nationalen“ Deutschtümler schänden, zu Ehren bringt. Der trügerische Ruhmesdünkel unserer „deutschen“ Politiker verbleicht immer mehr, und zugleich wird auch klarer erkannt, was sie an dem Deutschtum verbrochen haben. So manche Ehrensäule wird zur Schandensäule. —

In Frankreich äußert sich der Klassenkampf in einer ungewöhnlichen Anzahl von Streiks. Von allen Seiten kommen Nachrichten von Arbeitseinstellungen. Und durch monströse Verurtheilungen, wie die unseres Genossen Lafargue, wird der Klassenkampf nicht aus der Welt geschafft, sondern im Gegenteil nur verschärft. Solche Urtheile sind selber drastische Beweise für die Erbitterung, welche der Klassenkampf angenommen hat. Die bürgerliche Gesellschaft ist nun einmal in zwei feindliche Lager getheilt, und der bürgerliche Geschworene, der über den sozialdemokratischen „Agitator“ zu Gericht sitzt, betrachtet sich in diesem Klassenkampf als Vorkämpfer seiner, der besitzenden Klasse, der den Vorkämpfer der arbeitenden Klasse als Feind zu behandeln und um jeden Preis unschädlich zu machen hat. Ungeheuerliche Urtheile, wie das am Sonnabend gegen Lafargue gefällte, bekunden bloß die Intenstivität des Klassenhasses, von welchem die Vertreter der besitzenden Klassen den Arbeitern gegenüber thatsächlich erfüllt sind, obgleich sie hartnäckig von „Harmonie“ und „sozialem Frieden“ phantastieren und den Klassenkampf und Klassenhaß für „Erfindungen“ der bösen Sozialdemokraten erklären. —

Ueber die spanischen Sozialdemokraten wird uns geschrieben: Dieselben arbeiten gegenwärtig an einer neuen, das ganze Land umfassenden Organisation der Partei, deren vornehmster Zweck darin bestehen soll, größere verfügbare Geldmittel für die im nächsten Frühjahr in Aussicht genommene Lohnkämpfe anzusammeln. Hiernach wird die Partei in sechs Provinzialverbände zergliedert, welche auf je ein Jahr einen Vortr er wählen, die der Verwaltung des Gesamtfonds übernimmt. Die Hauptorte der Verbände sind: Bilbao, Barcelona, Saragosa, Madrid, Valencia und Malaga; bis zum nächsten Parteitag übernimmt Madrid provisorisch die obere Verwaltung. Im Ganzen ist die Lage

nicht den Druck, mit dem Ambros seine Hand umspannte. Steif und empfindungslos lag sie in der seinigen. Ambros wurde feuerroth. Bisei sah ihn bittend an und bittend wandte sie sich an den Vater, daß er doch nur ein Wort sprechen möchte. Ambros wartete darauf um der Schwester willen.

„Du bist also wieder da“, sagte der Klosterbauer endlich. „Das ist ja denn gut.“ Er nahm den Bleistift auf, den er hingelegt hatte.

Ambros drehte an seinem Schnurrbart und nach einigem Zögern sagte er: „Ich hab' Dich in Deiner Arbeit unterbrochen; ich will wiederkommen, wann Du Zeit hast.“

Bisei hielt ihn zurück. Ein Weilschen Zeit hätte der Vater wohl noch, äußerte sie und nahm diesem, der sich wieder über seine Fühlen gebengt hatte, mit sanfter Gewalt den Bleistift aus der Hand. Die Furcht, daß die Begegnung erfolglos verlaufen könnte, machte sie so lähm. Es zuckte auch der Horn durch die Brauen des Klosterbauers, jedoch sagte er nichts und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück.

„Der Vater weiß, daß ich in ehrlicher Absicht hergekommen bin“, sagte Ambros, „und daß ich nichts von ihm begehre“ als seine Vergebung dafür, daß ich die Stasi gegen seinen Willen geheirathet hab.“

„Ich habe freilich Keinem mehr was zu geben; ich bin jetzt ein armer Mann“, versetzte der Klosterbauer mit einem bitteren Mitleid mit sich selbst. „Da muß ich Dir ja dankbar sein, daß Du Dich noch um mich alten armen Mann kümmerst und Dich von der Bisei hast bewegen lassen, zu mir zu kommen.“

„O Vater!“ rief Bisei schmerzlich. Er aber fuhr fort, indem er die Augen öffnete und einen feindseligen Blick auf seinen Sohn schob: „Und hättest Du die Erschlagere geheirathet, wär' alles anders gekommen.“

Der Vater weiß, warum es halt nicht hat sein können“, entgegnete Ambros mit mühsam unterdrückter Aufwallung. „Um Deinetwillen thut es mir leid, daß der Klosterhof verloren gegangen ist. Mir ist er unheimlich geworden und ich hab' nicht mal nach ihm umgesehen, wie

ich heimgekommen bin. Er hat uns Allen kein Glück gebracht, auch Dir nicht Vater. Wie ein Sumpf, aus dem das Fieber kommt, hat er uns Alle krank gemacht. Er hat alles vergiftet.“

Der Klosterbauer richtete sich steif auf seinem Stuhle auf und starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an.

In dem Stille aber hast Du Recht: ja, ich bin um der Bisei willen hergekommen“, fuhr Ambros nach einem tiefen Athemzug fort und heftete seine Augen auf die Schwester. „Denn ich weiß, was sie hingegeben hat aus Liebe zu Dir und zu mir, um uns Beide mit einander auszuöhnen. Ich hab's erkannt, jetzt, wo's für mich zu spät ist, was das werth ist, was die Bisei für uns hingegeben hat. Was will Dein verlornes Klosterhof dagegen bedeuten? Du hast mir die Hand gereicht und so mag's denn für jetzt gut sein. Es brauchen alle Wunden Zeit, um zu heilen, und alle Frucht, um reif zu werden.“

Der Klosterbauer sah mit zusammengezogenen Brauen vor sich nieder. Es nagte an ihm, daß er dagegen nichts vorbringen konnte.

„Laß uns denn warten, Vater“, sagte Ambros.

„Abes!“

Er nickte der Schwester zu und giug nach der Thür.

„Es hat Einer leicht verlieren, was er nie bejessen hat“, kam es jetzt grämlich bitter über die Lippen des Alten, indem er aufstand.

Ambros, der schon die Hand nach der Thürklinge ausgestreckt hatte, wandte den Kopf zurück und rief mit anklimmenden Augen: „Und hab' ich nichts verloren? Und bist Du daran ohne Schuld? Aber wir wollen nicht rechnen!“

Die Thür fiel hinter ihm zu.

Besa, welche, von ihm gänzlich unbeachtet gelassen, bisher ganz still in der Ecke sich gehalten hatte, rief jetzt giftig: „Ist das ein Hochmüthiger! Jetzt hätt' bloß noch gefehlt, daß der Klosterbauer vor ihm auf die Kniee hätte fallen müssen. Freilich, der Klosterhof ist für ihn ja bloß ein Sumpf.“ Mit einem energischen Fußtritt setzte sie ihr Spinnrad wieder in Bewegung.

Bisei trat vor den Vater, dem über die Worte seines Sohnes das Blut in die Wangen sich gedrängt hatte, sagte seine Hände und sah ihn mit einem langen vornurwvöller Blick an. „Beb' wohl, Vater!“ war alles, was sie endlich sagte.

Der Klosterbauer stapfte in der Stube auf und ab. Blöthlich blieb er vor Besa stehen und schrie sie heftig an, sie solle sich mit ihrem Spinnrad aus der Stube scheren; er könne das ewige Schnurren nicht leiden.

Bisei hatte nicht vermuthet, daß die Brust des Vaters noch so viel Groß gegen Ambros barg, und nieder-geschlagen kam sie nach Hause. Das Eis zwischen Beiden hatte zwar einen Riß bekommen, aber wie viel Zeit würde es noch fordern, bis es schmolz, wenn es überhaupt je schmolz. Jerg beobachtete sie verstoßen; denn ihm war bei der Rückkehr seines Schwagers nicht wohl zu Muth und um sie auszuforschen äußerte er hämisch: „Das Wiedersehen scheint ja recht erfreulich gewesen zu sein. Er hat Dich wohl rechtchaffen getröstet, daß Du seinen besten Freund geheirathet hast?“

„Du unglücklicher Mensch, mußt Du denn jedes Gefühl verhöhnen?“ seufzte Bisei. „Ich hab' keinen Trost von meinem Bruder begehrt, denn wollt' ich mein Elend zu klagen anfängen, wo sänd' ich ein End? Aber ich bitt' Dich, Du bildst Dir ja so viel auf Deine Klugheit ein, denke doch nach, ob es nicht Dein Vortheil ist, wenn Du Dich mit meinem Bruder gut stellst? Du hast jetzt Keinem mehr im ganzen Thal, der Dir auch nur den kleinen Finger reichen möchte.“

„Als ob ich Einen brauchte“, rief er geringschätzig. „Es könnte freilich Einer zuleht unter allen den Narren seinen Verstand verlieren.“

Es war in der That mit ihm so weit gekommen, wie Bisei sagte. Die Dignität verziehen es ihm nicht, daß er zu Hause geblieben war, während sie ihr Leben für das Vaterland eingesetzt hatten. Keiner wollte ihm mehr Rede stehen, oder richtete das Wort an ihn. War er im Wirthshaus, so setzte sich Keiner an seinen Tisch, es mochte noch so voll sein, oder die Leute standen auf und suchten sich andere Plätze, wenn er sich zu ihnen setzte. Er versuchte

Der Partei eine günstige; das entmutigende Ergebnis der Kammerwahlen vom 1. Februar, welche trotz des kurz vorher verliehenen allgemeinen Stimmrechts noch kein Mandat für die Arbeiterpartei ergaben, wurde ausgeglichen durch den großartigen Erfolg der Waisfeier. Selbst die der Arbeiterbewegung am feindlichsten gesinnten Organe der konservativen Grundbesitzer und Fabrikanten mußten anerkennen, daß sich die Einmütigkeit und die Disziplin der spanischen Arbeiter an diesem Tage in einem geradezu bewundernswürdigen Maße gezeigt hat. Allerdings wurde in Rücksicht auf lokale Verhältnisse die Arbeit den ganzen Tag über nicht in allen Städten ausgeführt, trotzdem fanden in allen Orten Spaniens, wo mehr als hundert Arbeiter in industriellen Betrieben beschäftigt sind, Versammlungen und andere Kundgebungen statt, in denen der achttägige Arbeitstag als das wichtigste Ziel der Arbeiterbewegung bezeichnet wurde. Nach einer Schätzung des bürgerlich-liberalen Blattes „El Imparcial“ haben sich an dieser Feier des 1. Mai in Spanien 250,000 Arbeiter beiderlei Geschlechts beteiligt, und dabei kam es nur in Cadix zu einer unbedeutenden Unruhe, die aber nach einstimmigem Urteil dem ungeschickten Verhalten der Polizei zur Last zu legen war. Der zweite große Erfolg aber bestand darin, daß sich die Arbeiter mit der Feier begnügten und nicht, wie seitens der Anarchisten beantragt war, abermals den Generalstreik versuchten, um schon jetzt den Achtstundentag zu erzwingen. Die auf dem Pariser Programm stehende sozialdemokratische Richtung, als deren einflussreichster Führer mit Recht Pablo Iglesias in Madrid angesehen werden kann, trug also in dieser einschneidenden Frage einen vollständigen Sieg davon. Dies war allerdings auch sehr notwendig; denn erst jetzt konnte man in Ruhe an den inneren Ausbau der Partei herantreten. Schon am 10. Mai zeigte sich der günstige Einfluß dieser besonnenen Haltung der Partei gelegentlich der Gemeinderatswahlen, welche in acht Städten sozialdemokratischen Kandidaten Mandate für die Stadtverordneten-Versammlungen einbrachten, sodaß wenigstens der Anfang dazu gemacht ist, den Wünschen der Arbeiter in den öffentlichen Vertretungskörpern Geltung zu verschaffen. Gleichwohl bedingen es die natürlichen Verhältnisse des Landes, daß für die nächste Zeit die Lokalämpfe als die wichtigste Aufgabe angesehen werden, da der zwar leidenschaftlicher, aber doch auch schneller erlahmende Charakter der südländischen Arbeiter stets ein greifbares Ziel vor Augen zu haben wünscht. Deshalb muß die Partei zugleich die Oberleitung der Streikbewegung in die Hand nehmen und durch eine richtige Organisation jede unnütze Zersplitterung der Kraft zu vermeiden suchen, die leider in den letzten Jahren mehrfach zu beklagen war. Man hat sich aber jetzt schon dahin geeinigt, daß die Arbeitseinstellungen im nächsten Jahre nur örtungsweise vorgenommen werden dürfen. Wahrscheinlich wird zuerst ein größerer Bergarbeiterstreik in den baskischen Provinzen beschlossen werden, da hier die Lage der Grubenarbeiter die denkbar schlechteste ist. Die Vorfrage freilich ist, ob die jetzt getroffene Organisation die gewünschte Ansammlung der Streikfonds ermöglichen wird.

Der ägyptische Ministerrat hat heute die neuen Gesetze betreffend das Bagabundenwesen und den Waffentransport mit den von dem gesetzgebenden Rathe beschlossenen Änderungen endgültig genehmigt.

Hoffentlich erstreckt sich das erstere Gesetz auch auf durchgebrannte Bankdirektoren und ähnliche Vertreter der „honetten“ Gesellschaft.

Der sozialdemokratische Programm-Entwurf fordert in seinem letzten Teile auch die Aufhebung der verschiedenen Gefinde-Ordnungen, wie sie in den einzelnen deutschen Staaten noch aus dem vorigen Jahrhundert her in Kraft sind. Wie notwendig die Aufhebung dieser hart an die Leibeigenschaft streifenden Bestimmungen ist, geht aus folgender Entscheidung der Polizeiverwaltung in Osterreich am Harz hervor:

„In der Gefinde-Streifsache des Gastwirts Adolf Müller zu Osterwick, Klägers wider die Dienstmagd Marie Hahn in Halberstadt, Beklagte, wird dahin entschieden, daß die Beklagte gehalten, den Dienst bei Kläger fortzusetzen und deshalb sofort nach Empfang dieser Entscheidung unter Androhung einer Geldstrafe von 30 M., welcher im Unvermögensfalle eine Haftstrafe von einer Woche substituirt wird, in denselben zurückzuführen.“

der Nacht, die über ihn verhängt war, Trost zu bieten, ließ sich präherlich vom besten Wein geben und führte laut anzügliche und höhnische Reden. Dummkäpfe wären es, die sich für Osterreich todtschlagen ließen. Erst hefte es die Tyroler gegen die Bayern und Franzosen auf und nachher ließe es sie in der Parthei stecken. Mancher ballte ob solcher Reden wohl die Faust; Jerg erhielt jedoch keine Antwort. Er war für Niemand vorhanden. Selbst in der Kirche zeigte sich seine Achtung. Niemand bot ihm das Weihwasser oder nahm es von ihm an. Wo er stand, war er allein, wo er saß, rückten die Nächsten so weit als möglich von ihm fort. Nichts aber ergrimmte ihn innerlich so, als die Anerkennung und Achtung, mit der er die Dörfler von der Tapferkeit des Ambros reden hörte, und seitdem Ambros wieder in St. Vigil war, mied er Kirche und Wirtshaus. Ambros ließ sich unterdessen nur selten einmal sehen. Er mied die Menschen, weil ihm sein Leid keine Freiheit ließ. Kam er einmal in den Stern und das Gespräch wandte sich, wie es natürlich war, auf die künftigen Kriegszüge, dann hielt er sich still. Ein Prähler war er nie gewesen, früher nicht in dem hochmütigen Bewußtsein seiner Ueberlegenheit über die Andern, jetzt nicht, weil er erfahren hatte, daß Andern in dem Kampfe gegen den Feind ebenso viel und mehr als er geleistet hatten. Sein Vorjah, in Osterreich Kriegsdienste zu nehmen, stand fest; jedoch verschob er die Ausführung von einem Tage auf den andern. Die Liebe zu Stasi hielt ihn in St. Vigil fest. Aus aller Selbstsucht, Verblendung und Unlauterkeit hatte sich diese Empfindung nun frei gerungen und durchglühete seine Brust. Wahrlich die Folgen seines unfeigen Thuns konnten ihm nicht härter treffen, als durch das zu späte Erwachen seiner Liebe. Er half David fleißig bei den Feldarbeiten, aber gegen Abend stand er regelmäßig an der Hecke vor seinem Hause und schaute nach dem Kirchhofe hinunter. Stasi zeigte sich jedoch nicht. Wie er von seinen Geschwistern erfuhr, war sie zwar allmählig ruhiger geworden, allein vor dem Kirchhofe hatte sie Furcht: dort ginge der Böse um. Und der Böse war er!

Als er eines Tages in St. Vigil ein Geschäft hatte, erfuhr er, daß das Kriegsgewitter, das seit dem Tage von

Gründe: Die Beklagte hat sich bei Kläger für die Zeit vom 2. April 1891 bis dahin 1892 gegen Leben und Nehmen eines Viehhirten im Betrage von 3 M. als Magd vermietet, diesen Dienst auch rechtzeitig angetreten, denselben jedoch bereits am 14. April 1891 wieder und zwar deshalb verlassen, weil:

- a) beim Vermieten ihr nicht gesagt sei, daß sie auf der in dem Lokale des Klägers befindlichen Verpflegungstation Arbeiten zu verrichten habe und
- b) ihre Herrschaft — die Wälder'schen Eheleute — sie mit Schlägen bedröht haben, sowie endlich
- c) weil sie von der Ehefrau Müller in dem Familienkreise derselben für eine Diebin ausgeschrieben worden ist.

Kläger bestritt, daß Beklagte in dem Zimmer der Verpflegungstation Arbeiten zu verrichten gehabt hat, giebt aber zu, daß seine Ehefrau in Beziehung auf die Beklagte eine auf Diebereien hinzuliefende Aeußerung gethan hat, wozu dieselbe indes dadurch Veranlassung gegeben habe, daß sie mehrere ihrer eigenen Kleidungsstücke um ihren Leib herum verwickelt angebanden hatte, um sich heimlich aus dem Dienste zu entfernen. Die von der Beklagten angeführten Gründe, aus denen sie den Dienst verlassen hat, berechtigten sie keineswegs zum sofortigen Verlassen des Dienstes, ganz abgesehen davon, daß sie vom Kläger theilweise betritten wurde: (s. S. 138 bis inkl. 142 der Gefinde-Ordnung vom 8. November 1810).

Sonach hat Beklagte ohne geschwähigte Ursache den Dienst verlassen und rechtfertigt sich diese Entscheidung aus § 167 c und § 132 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1888.

Osterreich, den 22. April 1891.
Die Polizei-Verwaltung, J. V.: Schröder.

Die Rechtslosigkeit des „Dienstboten“ seiner „Herrschaft“ gegenüber wird durch die vorliegende Entscheidung deutlich gekennzeichnet. Der Diensthote muß nicht nur die ärgsten wörtlichen und thätlichen Beleidigungen über sich ergehen lassen, er wird von der Polizei aufgegriffen und zwangsweise der Herrschaft wieder zugeführt, wenn er seinem unerträglichen Loos durch die Flucht zu entgehen versucht hat. Der Fall aus Osterwick ist dabei gewiß noch nicht der schlimmste in seiner Art; noch ärgere Fälle kommen vor, und die Genossen würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie derartige Entscheidungen auf Grund der Gefinde-Ordnung sammeln und mittheilen. Der Ruf: Fort mit den Gefinde-Ordnungen! wird uns bei der Landagitation gute Dienste leisten, und er wird um so lebhafteren Widerhall finden, je mehr sich ähnliches Material darbietet, wie die Entscheidung der Osterwieder Polizeiverwaltung.

Die „Kreuz-Zeitung“ faßelt in Bezug auf die Volkmar'sche Rede, dieselbe sei die Antwort auf gewisse Versuche des Auslandes, denen Lieblucht nicht fern gestanden habe: die deutsche Sozialdemokratie zu einer Massen-Agitation gegen den Dreibund zu veranlassen. Die „Kreuz-Zeitung“ sollte doch wahrhaftig nachgerade gelernt haben, daß die deutsche Sozialdemokratie sich ihre Politik nicht von Außen vorschreiben läßt, und daß speziell auch Lieblucht in energischster Weise derartige Versuche zurückgewiesen hat. Uebrigens ist es unferes Wissens in diesem Falle auch Niemandem in den Sinn gekommen, einen so albernen Versuch zu machen. Und nun gar eine Massen-Agitation gegen den „Dreibund“, den wir zu allen Zeiten als diplomatische Fehlgewalt betrachtet und bezeichnet haben.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ pindert in ihrer vorgestrichen Abendausgabe:

„Im offiziellen Organ der sozialdemokratischen Parteilitung, dem „Vorwärts“, ist zu lesen:

„Der Strohball, an welchem sich die Brotvertheurer anklammerten: nämlich daß die Kornpreise nun fallen und dadurch der Empörung über die Kornzölle die Spitze werde abgedreht werden, ist von den Stürmen der letzten Woche weggespült worden und das Gespenst der Hungersnoth, das einen Augenblick gebannt schien, nimmt mehr und mehr körperliche Gestalt an und rückt unheimlich in die Nähe.“

Helfen kann nur die schleunigste Beseitigung der Kornzölle. Die Gefahr wird immer dringender. Jeder verlorene Tag bedeutet eine ungeheure Summe von Elend, das abgewandt werden kann und muß!

Fort mit den Kornzölle!“

Nachdem die Freisinnspresse bezüglich der Theuerung-agitation ein Loch zugeflickt hat und man auf jener Seite einzusehen beginnt, daß die Hungersnoth doch noch nicht so unmittelbar vor der Thür steht, scheint man das Geschäft von sozialdemokratischer Seite allein fortsetzen zu wollen. Welleicht läßt sich dieses allen Thatsachen Hohn sprechende Verhalten

Aspern über Osterreich gebrant, in einem furchtbaren Schläge sich entladen hatte. Erzherzog Karl war auf's Haupt geschlagen, ein Waffenstillstand abgeschlossen worden. Ueber die Bedingungen desselben verbreiteten sich die benuztigendsten Gerüchte. Der Landrichter, Planta und Nutschleitner führten nach Brunn, um bei Peter Hueber nähere Erkundigungen einzuziehen. Dieser empfing sie mit sorgenvollen Mienen. Andreas Hoser hatte geschrieben, daß der Waffenstillstand die Räumung Tyrols bedingte, aber kein Wort über eine Amnestie für die Tyroler enthalte.

„Also das ist die Meinung im Goslager?“ bemerkte Herr Jergel mit einer tiefen Falte zwischen den Brauen. „Man gratulirt dem General Chasteler, der davon gelautet ist, im gnädigen Handschreiben, daß er Tyrol so standhaft und ruhmvoll behauptet habe; aber alles, was Tyrol für Osterreich gethan hat, soll nichts gelten und das Land hat für seine Opser an Gut und Blut keine Dankbarkeit anzusprechen.“

Dennoch ist es des Hosers Meinung, daß wir den Waffenstillstand halten müssen, wenn ihn der Feind hält,“ sagte Hueber. „Die österreichischen Truppen sind abberufen und die wenigen, die noch im Land geblieben, bereits abgezogen. Mit ihnen sind die österreichischen Kommissare und Regierungsbeamten geflohen und mancher Tyroler als Soldat verkleidet, der die Rache des Feindes fürchtet. Sie wird auch schwerlich ausbleiben, die Rache.“

Man müsse ihr mit dem Schwerte in der Faust zuvorkommen, rief der Oberförster mit seiner tiefen Stimme; jedoch Hueber verachte kopfschüttelnd: „Dazu ist der Hoser nicht zu bewegen, denn er will sich nicht ins Unrecht setzen.“

„Ja, im Recht müssen wir bleiben; gegen seinen Kaiser steht kein Tyroler auf,“ pflichtete ihm Nutschleitner bei.

Zur selben Zeit wurde aber bereits das Recht vom Feinde unter die Füße getreten. Marschall Lesebvre war mit Bayern, Sachsen und Franzosen von Salzburg eingedrückt und hatte schon, ohne sich an die Proteste Hosers zu kehren, Innsbruck besetzt, wo er wie in einer eroberten Stadt hauste, während der französische General Rusea von Süden her plündernd, sengend und

darans erklären, daß das sozialdemokratische Agitatorenthum ist der Thut sich einem „Nothstand“ gegenüber befand, denn womit hätte jenes agitiren und sich des Tages und Heibes Nothdurft verdienen wollen, falls nicht die Theuerung-agitation ihm zu Hilfe gekommen wäre? Bei der sozialdemokratischen Agitation darf niemals übersehen werden, daß dieselbe eine Subsistenzfrage vieler Personen ist, und deshalb ist dieselbe auch stets anders zu beurtheilen, als diejenige anderer Parteien. —

Giebt es jemand in den „höheren“ Ständen, welcher dieser freien Ablehnung des Nothstandes wirklich gläubig ist? Nun, dann empfehlen wir dem Gläubigen eine Willkür in irgend einer Gattung der armen thüringischen, sächsischen, schlesischen Bergbeobachtung. Wenn er dann das Brot zu essen bekommt, was in diesen armen Distrikten gegeben werden muß, zu einem Preise, wie er sonst nur für Brot bester Sorte gezahlt wurde, so wird er der Größe des gewissenlosen Schwindels sofort inne werden, mit welchem Blätter wie die „Norddeutsche Allgemeine“ ihr Publikum immer noch in den Bismarck'schen April schiden. Und was die „Erfahrungsfrage“ betrifft, so begreifen wir allerdings, daß die „Norddeutsche Allgemeine“ sich für dieselbe sehr interessiert. Seit der Welsen'sonds die Pindler'sche Futterkrippe nicht mehr speist, ist Holland und Pindler in Roth. Und daß ein Pindler alle anderen Menschen zu verpindern sucht und aus allen anderen Menschen gern Pindler machen möchte, die gleich ihm vor einer Futterkrippe stehen, das ist psychologisch etwas sehr Natürliches. —

Arbeiterbewegung.

Friedland O.-S. Ein großer Theil der Arbeiter auf dem hiesigen Dominium hat, wie die „Reisser Zeitung“ berichtet, die Arbeit eingestellt, da ihnen der Lohn zu gering erscheint. Die Ausständigen sind beim Grafen Pückler-Burgchau schriftlich vorstellig geworden um Gewährung höherer Beträge. Dem hierdurch entstehenden Mangel an Arbeitskräften zur Vergütung des Feuerertrages soll durch Einstellung der Sträflinge des Gerichtsgefängnisses vorläufig abgeholfen werden sein! Wenn letzteres wahr ist, wach schoner Beweis wäre das für die Größe des Wohlwollens, welches der Staat „allen berechtigten Bestrebungen“ der Arbeiter entgegenbringt!

Oder ist der Wunsch nach höherem Lohn etwa kein berechtigtes Bestreben?

Soziale Ueberblick.

Zur Lage der Vergleute bringt die in Selsenkirchen erscheinende „Zeitung für die deutschen Vergleute“ eine längere Ausführung, der wir folgendes entnehmen: „Wir sind wieder genau auf dem Standpunkte der berechtigten Arbeitersperre vom Jahre 1889 angelangt. Der theilweise Unterschied, wenn von einem solchen die Rede sein kann, besteht lediglich darin, daß wir heute noch weit mehr Gemahregelte haben, als damals. Genau wie zur Zeit der ersten Sperre müssen auch heute wieder massenhaft Vergleute — und zwar erprobte und tüchtige Vergleute — um den Berg gehen, wohingegen Gevatter Schuster und Schneider auf den Bechen in Arbeit gestellt werden. Genau wie damals, verlangt man auch neuerdings außer der Ablehr noch eine Extrabeseinigung von dem um Arbeit Antragsenden über den Grund seiner Entlassung, resp. seiner freiwilligen Ablehr und muß diese Beseinigung von dem Betriebsführer der Zeche, wo der Mann zuletzt in Arbeit gestanden, ausgehollt sein. Uns ist noch in längster Zeit ein derartiger Fall zu Ohren gekommen. Aber wenn trotz allen diesen Ehlfanen die Leute wenigstens Arbeit erhielten. — Doch weit gefehlt! In Hunderten müssen sie — und zum größten Theile sind es Familienväter — weil arbeitslos, mit den Ihren von den kümmerlichen Profanen des Willeids und der Unterstützung leben. Wie unzureichend und bitter ein solches Vegetiren, den andern können wir es nicht nennen, für ehrenhafte, gern thätig sein wollende Männer ist, braucht wohl nicht weiter hervorgehoben zu werden. Ungeheuerlich aber bleibt dabei die Thatsache, wie Menschen, denen man nichts weiter vorwerfen kann, als den Versuch gemacht zu haben, ihre erbärmliche Lage zu verbessern, dafür dem Hunger und dem Elende überliefert werden. Warum verhandeln die theilschwehnsfälligen Grubenbesitzer nicht mit den Arbeitern? Warum antworten sie nicht einmal auf deren berechnete Forderungen, als ob sie es mit Juchthäusern oder Süchtigen zu thun hätten? Den Vergleuten wird fortwährend, wie zum Hohn bei ihrem Elende, noch „maploses Begehren“ vorgeworfen, während gerade die Kohlen-Habobs, wie die Verwaltungsberichte zeigen, wachhaft unerfänglich in ihrer Profitwuth sind.“ — Das Blatt stellt schließlich die Frage: Wie wird das enden und wer trägt dafür die Verantwortung?

mordend porbrang und jeden Tyroler, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde, sofort erschleusen ließ.

Es war eines Nachmittags und die Leute überall auf den Feldern mit der Kornreife beschäftigt, da erkante in St. Vigil die Sturmglode. Wei ihren raschen, kurzen, angstlichen Schlägen ließen die Leute Alles stehen und liegen und eilten nach dem Dorfplatze. Von allen Seiten, von allen Hängen und Hügeln, aus allen Gehöften und Häusern kamen sie herbeigeströmt, Männer und Frauen, und drängten in die Kirche, deren Pforten weit offen standen. Hannes bestieg die Kanzel, einen Laufsettel des bärtigen Andra in der Hand, der eben an den Mutschleitner gekommen war. Hoser rief zu den Waffen. Der Waffenstillstand war gebrochen, Marschall Lesebvre im Marsche über den Brenner. Einem Courier desselben an den General Rusea war eine lange Proskriptionsliste abgenommen worden.

„Ihr seht, wie die Sachen stehen, lieben Freunde,“ fuhr Hannes nach diesen Mittheilungen fort. „Wir müssen uns wehren, bis wir die Bayern gezwungen haben, uns eine bessere Kapitulation zu geben. Lasset das Getreide den Vögeln unter dem Himmel. Mag die Ernte verderben, wenn nur das Vaterland nicht verdirbt und unser heiliger Glaube. Das Vaterland braucht alle seine Söhne. Zu den Waffen! Zu den Waffen!“

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ riefen alle Anwesenden begeistert ihm nach, die Frauen nicht ausgenommen, und das Gewölbe erdröhnte von dem Schall. Vor der Kirche trafen sich der Landrichter und der Oberförster. „Ich ziehe mit,“ sagte der erstere, und Herr Planta: „Ich auch, das versteht sich.“ Sie drückten einander die Hand und Herr Jergel sagte halb, halb sang er mit einer leichten Variante seines Lieblingsdichters:

Und sehen wir nicht das Leben ein,
Nie wird uns das Leben gewonnen sein!“

Um den alten Arigaya bildete sich ein Kreis älterer Männer und beriet die Errichtung eines Landsturms. Der Müller war ganz verjüngt. Auf seinen Vorschlag wurde beschloffen, alle Männer vom fünfzigsten Jahre ab aus allen Ortshausen des Thales für den nächsten Nachmittag nach St. Vigil zu einer Versammlung einzuladen. (Fortf. I.)

Theater.

Mittwoch, den 8. Juli.
Lesing-Theater. Cavalleria rusticana. Vorher: Der Barbier von Bagdad.
Friedrich-Wilhelmstadt-Theater. Orpheus in der Unterwelt.
Bellesalliance-Theater. Tricoco und Cocolet.
Stend-Theater. Berlin unter Wasser.
Adolph Ernst-Theater. Die Gigen von Wien.
Hausmann's Varietés. Große Spezialitäten-Vorstellung.
Concordia. Große Spezialitäten-Vorstellung.

Stabliement Buggenhagen am Moritzplatz.

Täglich:
Unterhaltungs-Musik.
 Direktion A. Ködumann.
 Dienstag und Freitag: Walzer-Abend.
 Großer Frühstück- und Mittagstisch.
 Spezial-Ausgang von Bahnhofs-Export-Bier, Seidel 15 Pf.
 641 F. Müller.

Passage-Panopticum.

Unter den Linden 22/23.
Knabe mit 2 Köpfen.
Indier mit 4 Armen, 4 Beinen.
Bartdame.
Vitreo
 ist Coacs, Glas, alte Stiefel etc. etc.
 Spezialitäten-Theater v. 6-10 Uhr.
 Geöffnet von Morgens 10 Uhr.

Castan's Panopticum.

Jetzt: Friedrichstr. 165, Ecke Behrenstrasse.
 Neu:
Hamilton-Theater
 Originell! Ueberraschend!
 Geöffnet v. 9 Uhr früh bis 10 Uhr Abends.
 Entree 50 Pf. Kinder 25 Pf.

Moabiter Gesellschaftshaus

Alt-Moabit 80-81.
 Artistische Leitung Wilhelm Fröbel.
 Täglich Gr. Konzert.
Spezialitäten-Vorstellung.
 Großer Erfolg des neu engagierten sensationellen **Künstler-Personals.**
 Kolossaler Jubel der urkomischen Pantomime **Drei angeführte Liebhaber.**
 Anfang Sonntags 4 Uhr. Wochentags 5 Uhr. Entree 30 Pf. Reservirtes Platz 50 Pf. — Kaffeetische ist geöffnet.
 Volksbelustigungen aller Art.
 Sonntag, Montag, Mittwoch **Ball.**
 Dienstag, den 14. Juli: **Benefiz für Wilhelm Fröbel.**
 Helmut Peters.

Rheinländischer Tunnel.

Concert-Salon u. Restaurant.
 Berlin N., Elsassersstrasse 73, gegenüber der Bergstraße.
 Der **Gambirius-Salon** und das **Photographische Atelier** sind neu eingerichtet.
Jeder Gast, auch wenn derselbe für nur 10 Pf. verzehrt,
wird gratis photographirt!
 Höchst schershaft. Großer Jubel!
 Vorzügliches Lagerbier, a Seidel 10 Pf.
H. Schultze (mit'n S).

Freunden und Genossen empfehle mein **Weiß- und Pilsener-Bier-Lokal** mit Vereinszimmer zur gest. Benutzung.
 432b Höppler, Wahlenstr. 50b.

Arbeitsmarkt.

Damen auf gute Damen-Jackets u. z. l. Dumbold, Chasserstraße 10a.
 Mächtiger Kehler wird sof. gesucht
 Strassburgerstr. 55, Hof pt. 490b

Zigarrenmacher und Wickelmacher bei erhöhtem Lohn verlangt
 H. P. Dinslage, Kottbuserstr. 4.

Eine junge Witwe f. Stellung als Buchhalterin. Näh. Rantaustraße 51, 1 Tr. bei Däumichen. 424b

Bonbonfocher.

Verf. in ff. Dessert- u. Seidenbb. gesucht p. 1/2 oder 1/3 von einer ren. Zuckerkonfekt-Fabrik. Bewährte Kraft wird auch als **Theilnehmer** ausgeh.
 Bevorzugt, wer im franz. u. deutsch. Lab. bewandert. Offerten unter M. 2. Exp. d. Bl. 434b

Neue Welt, Bergschloss-Brauerei Hasenhaide.

heute, Mittwoch, **Konzert.**
 von 4 Uhr ab:
Kinder-Fest mit Gratis-Verloofung.
 Hauptgewinn ein lebendes Schaaß.
 Puppentheater, Bonbonregen, Wettrennen, Stangenklettern, Packelzug, Spezialitäten. Zum Schluß Pantomime: Die lustige Schwiegermutter.
 Entree 15 Pf. Kinder, die ein Geschenk, eine Platte 10 Pf. und ein Loos zur Gratis-Lotterie erhalten.
Donnerstag: Venezianisches Feuerwerk in 4 Abtheilungen.
 Der Brand Roms unter Nero. Naturwahr mit großem Personal aufgeführt. 436b

Th. Keller's Hofjäger Hasenhaide Bergmannstr.-Ecke.

964 L heute, Mittwoch, den 8. Juli 1891: **Lehtes Großes Kinder-Fest** mit Gratis-Verloofung.
 Bonbonregen, Hahnenschlag, Sachhüpfen. Im großen Saale
Gr. Militär-Konzert. **BALL.**
 Marionetten-Theater. Volksbelustigungen.
 Abends: Großer Fackelzug bei bengalischer Beleuchtung des Gartens.
 Anf. 4 Uhr. Entree 15 Pf. (vorh. 10 Pf.) Kinderbillets nur an d. Kasse. A. Froelich.

Stutz' Photographie-Atelier

Auch Sonntags. Landsbergerstr. 82, nahe Alexander-Platz. Auch Sonntags.
Spezialität: 1 wirklich. Cabinetbild zusammen Mk. 4,50.
 Ein 1/2 Meter gr. Bild von 10 R. an. Kechnlichkeit, Haltbarkeit u. garantiert.
Meerscham-, Bernstein- und Elfenbein-Waaren.
 Spezialität: Porträts bewährter sozialistischer Führer (Lassalle, Marx u. A.) in Zigarrenspitzen, Pfeifenköpfen, Schlüsselknädeln, Manschettknöpfen, Stöden und Brochen. **En gros. En détail.**
 880 L B. Günzel, Brunnenstr. 157, am Rosenthaler Thor.

Verlag des „Vorwärts“ Berliner Volksblatt
 Berlin SW., Beuthstrasse 3.

Das erste Heft

der **Neuen Gesamt-Ausgabe** von **Ferd. Lassalle's Reden und Schriften**
 Kommt am **Donnerstag, den 9. cr., Nachm. von 2 Uhr ab,** zur Ausgabe,
 was wir den Bestellern auf diesem Wege zur Kenntniß bringen.
 Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, jeder Zeitungs-Spediteur sowie jeder Kolporteur entgegen.

Verlag des „Vorwärts“ Berliner Volksblatt
 Berlin SW., Beuthstr. 2.

In unserem Verlage erschien soeben:
Zu den Landtagswahlen in Sachsen.
 Von **August Bebel.**
 Preis 15 Pf.

(Der Reinertrag ist für die sächsischen Landtagswahlen bestimmt.)
 Der Verfasser entwickelt in der vorliegenden Broschüre die Gesichtspunkte, die für die Beteiligung der sozialdemokratischen Partei an den sächsischen Landtagswahlen bestimmend sind. Er bietet in ihr, neben einer Darlegung der bisherigen Thätigkeit der Parteivertreter im sächsischen Landtage, reiches statistisches Material, das, entsprechend benutzt, für die Wahlagitiation außerordentliche Dienste leisten wird.
 Wir empfehlen den Parteigenossen die weiteste Verbreitung der Schrift und bemerken noch, daß dieselbe, in Rücksicht auf den Zweck, nur gegen Baarzahlung abgegeben wird.

Freunden und Genossen empfehle meine preiswerthen **Cigarren und Tabake.** Benno Stabernack, Wrangelftr. 85. 705 L

Freunden und Genossen empfehle: **Allen Arbeitern bestens empfohlen: A. Stehbirchalls Holzmarktstr. 3.** „Volksblatt“ liegt aus. **R. Deter.** 437b

Artistisch-Photographisches Atelier von **Carl Graefe,** Berlin S., Prinzenstraße 11, empfiehlt sich den Freunden und Parteigenossen zur Aufnahme von Portraits, Gruppen, Landschaft u. Reproduktionen. Spez.: Vereine u. Gewerkschaftsgruppen. Auch zu Gruppenaufnahmen bei Landpartien halte mich bestens empfohlen.

Rohtabak A. Goldschmidt, Spandauerbrücke 6, am hiesigen Plage bekanntlich **Größte Auswahl. Garantirt scharf brennende Tabake.** Streng reelle Bedienung, billigste Preise! Sämtliche im Handel befindl. Rohtabake sind am Lager.
 A. Goldschmidt, Spandauerbr. 6, am Fackelchen Markt. 714b

Der Verein **„Charlottenburger Geburts-Helferinnen“** sieht sich veranlaßt, im Interesse des Publikums und seiner Mitglieder bekannt zu machen, daß vom 1. Juli ab nachfolgend benannte **Geburts-Helferinnen** für die Armenpraxis der hiesigen Stadt vom Magistrat bestellt worden sind:
 445b
 Frau **Steinseiffer,** Scharrnstr. 11c.
 Frau **Gäde,** Wilhelmsdorferstr. 34.
 Frau **Egdi,** Krummestr. 24.
 Frau **Jänike,** Kurfürstenstr. 99.
 Um unliebsame Verzögerungen der nöthigen Hilfe zu vermeiden, bitten wir die interessirten Kreise der hiesigen Stadt, sich **nur an vorgenannte Geburts-Helferinnen** zu wenden.
 Der Vorstand
 des Vereins **„Charlottenburger Geburts-Helferinnen“.**
 J. A.: M. Bohlmann, Vorsitzende.
 M. Mehl, Schriftführerin.

Der Verein **„Charlottenburger Geburts-Helferinnen“** sieht sich veranlaßt, im Interesse des Publikums und seiner Mitglieder bekannt zu machen, daß vom 1. Juli ab nachfolgend benannte **Geburts-Helferinnen** für die Armenpraxis der hiesigen Stadt vom Magistrat bestellt worden sind:
 445b
 Frau **Steinseiffer,** Scharrnstr. 11c.
 Frau **Gäde,** Wilhelmsdorferstr. 34.
 Frau **Egdi,** Krummestr. 24.
 Frau **Jänike,** Kurfürstenstr. 99.
 Um unliebsame Verzögerungen der nöthigen Hilfe zu vermeiden, bitten wir die interessirten Kreise der hiesigen Stadt, sich **nur an vorgenannte Geburts-Helferinnen** zu wenden.
 Der Vorstand
 des Vereins **„Charlottenburger Geburts-Helferinnen“.**
 J. A.: M. Bohlmann, Vorsitzende.
 M. Mehl, Schriftführerin.

Dr. **Hoesch,** homöopath. Arzt
 Artilleriestr. 27. 8-10, 5-7, Sonnt. 8-10.

Sozialdemokratische Volks-Versammlung

am **Donnerstag, den 9. Juli, Abends präzise 8 1/2 Uhr** im **Feen-Palast, Burg- u. St. Wolfgangstr.-Ecke.**
 Tages-Ordnung:
 1. Endgiltige Beschlußfassung über den **Internationalen Arbeiterkongress** zu Brüssel.
 2. Diskussion.
 3. **Coent. Wahl der Delegirten** zu demselben.
 Alle Parteigenossen sind eingeladen.
 898/11 Die Vertrauensleute.

Achtung! Oeffentl. Volks-Versammlung

am **Freitag, den 10. Juli, Abends 8 1/2 Uhr,** im **neuen Saal der Spandauer Berg-Brauerei.**
 Tages-Ordnung:
 1. Die **Kornölle** und die **Reichsregierung.** Referent: Reichstags-Abgeordneter **August Bebel.**
 2. Verschiedenes.
 Der Einberufer:
 969 L G. Böhle, Spandau, Kckerstr. 12.

Fachverein der Tischler (Osten).

Mittwoch, den 8. Juli, Abends 8 1/2 Uhr, im **Saale des Herrn Joël (früher Keller), Andreasstraße 21.**
Grosse Versammlung.
 Tages-Ordnung:
 1. Vortrag über: „Die wirtschaftlichen Krisen und deren Beseitigung“.
 2. Diskussion.
 3. Ernennung von Werkstat-Delegirten.
 4. Besprechung über ein im Herbst stattfindendes **Tanzkränzchen.**
 5. Verschiedenes und Fragelasten.
 Kollegen, da der Punkt 8 unserer Tages-Ordnung ein so hochwichtiges ist, ersuche ich alle Kollegen, welche noch ein Interesse an der Aufbesserung unserer elenden Lage haben, in dieser Versammlung zu erscheinen.
 Aufnahme neuer Mitglieder. — Gäste haben Zutritt.
 815/12 Der Bevollmächtigte.

Fachverein der Tischler (Süd-Osten).

Mittwoch, den 8. Juli, Abends 8 1/2 Uhr, in **Uebel's Salon, Ranninstr. 27.**
Versammlung.
 Tages-Ordnung:
 1. Vortrag und Diskussion.
 2. Unsere Statistik.
 3. Ernennung von Werkstat-Delegirten.
 4. Vorschlag eines Bevollmächtigten.
 Der Wichtigkeit der Tages-Ordnung wegen ist zahlreiches Erscheinen erwünscht.
 815/3 Der Bevollmächtigte.

Mitglieder-Versammlung des Vereins der Militär-Schneider

heute, Mittwoch, den 8. d. M. Abds. 8 1/2 Uhr, in den **Armin-Hallen, Kommandanten-Strasse No. 20.**
 Tages-Ordnung:
 1. Prüfung der **Fachschüler.** 2. Verschiedenes und Fragelasten.
 223/14 Der Vorstand.

Achtung! Maurer Charlottenburgs. Achtung!

Am **Sonntag, den 12. Juli, Vormittags 11 Uhr,** im Lokal „Bismarckshöhe“ findet eine **Mitglieder-Versammlung** der **Krankenkasse der Maurer Steinhauer u. s. w.**
 Grundstein zur Einigkeit statt.
 Tages-Ordnung: Wahl eines Bevollmächtigten, Schriftführers und der drei Revisoren. Kassenangelegenheit und Verschiedenes. 241/6

Freie Volksbühne.

Den Mitgliedern zur Nachricht, daß **„Die Räuber“** nicht mehr aufgeführt werden.
 Als letzte Vorstellung für das erste Vereinsjahr der Freien Volksbühne hat der Vorstand und Ausschuß beschlossen **„Doppelseibtmord“** vorzutragen und zwar an folgenden Tagen:
 Für die **I. Abth. (rothe Partien)** am Sonntag, den 19. Juli; für die **II. Abth. (grüne Partien)** am Sonntag, den 26. Juli und für die **III. Abth. (graue Partien)** am Sonntag, den 2. August.
 Die Vorstellungen finden wie bisher im **Ostend-Theater** Nachm. 2 1/2 Uhr statt.
 Zur I. Abtheilung werden vom Freitag, den 10. Juli, ab noch einige Mitglieder aufgenommen an folgenden Adressen:
 Gottfr. Schulz, Cig.-Hdl., Admiralsstr. 40a
 R. Baginski, Buchhdl., Dresdenerstr. 52/53
 Alex. Ochs, Cig.-Handl., Lindenstr. 59
 Niemeler, Cig.-Handl., Weberstr. 19
 Gumpel, Cig.-Handl., Warrnimitzstraße.
 Der Vorstand.

Mitglieder-Versammlung der Zentral-Kranken- u. Sterbekasse der Maler (E. H.).

Filiale Süd
 am **Donnerstag, den 9. d. M., Abends 9 Uhr,** bei **Regier. Alte Jakobstr. 59.**
 438b Der Bevollmächtigte.

1 Mark 75 Pf.

die 30 beliebten grünl. Sommer-Jackets, 1 M. 50 Pf. Sommer-Baschjosen, Schulanzüge für Knaben von 2,75 M. an, liefert der **Zentral-Bazar für Herren- und Knaben-Garderobe** von **Julius Lindenbaum,** Große Frankfurterstraße 139. 515 L

Tüll-Gardinen
 Fenster 2, 3, 4, 6 M., Stores 1 M.
 Hille, Zimmerstraße 86, Hof part
 Hierzu eine Beilage.

Das „Schwihsystem“ im Staate New-York.

Der „New-Yorker Volkszeitung“ entnehmen wir einen längeren Auszug aus den Mittheilungen der Fabrikinspektoren des Staates New-York über das „Schwihsystem“. Der Aufsatz dürfte auch für unsere Leser Interesse haben. Wenn in Deutschland von dem „Schwihsystem“ bisher nur selten die Rede war, so liegt der Grund nicht in dem Fehlen dieser ärgsten aller Ausbeutungssysteme bei uns im Lande, sondern in dem bedauerlichen Mangel einer gewissen amtlichen Statistik, welche sich nicht scheut, den Finger in diese tiefe Wunde des sozialen Körpers zu legen. Insofern sollte das Vorgehen der New-Yorker Fabrikinspektoren, die ihrerseits wieder dem Beispiel ihrer englischen Kollegen folgen, ein Vorbild für unsere „Gewerbeberäthe“ sein, die hoffentlich Dank der Umgestaltung der Organisation der Gewerbe-Inspektion künftig etwas mehr Zeit zu solch wichtigen, sozialpolitischen Untersuchungen übrig haben werden.

Die „New-Yorker Volkszeitung“ schreibt:

Der fünfte Jahresbericht der Fabrikinspektoren des Staates New-York für das Jahr 1890, der soeben in einem nahezu 700 Seiten umfassenden Buche zur Veröffentlichung gelangt ist, enthält in dem Abschnitt „Arbeitsstunden“ (S. 20-21) eine Reihe von Bemerkungen, welche zwar nichts wesentlich Neues bringen, aber dafür umso mehr Interesse als amtliche Konstatierung gewisser wichtiger Thatsachen beanspruchen dürfen. Es handelt sich hier um die überaus schrecklichen Sklavereizustände des „Schwih“-Systems, d. i. jene besondere Form der Ausbeutung des Arbeiters durch Nicht-Kapitalisten, durch Kontraktoren, die in Tenementhäusern grassirt. Und nicht bloß in der Stadt New-York herrschen solche Zustände, obwohl der Bericht nur allein von New-Yorker Tenementhäusern (Miethhäusern) spricht: in einem großen Theile von Brooklyn, in Williamsburg, wäthet dieser Uebelstand des schrankenlosen Ausbeutens von Arbeitern durch „Schwih“-Bosse in nahezu ebenso großer, wenn nicht größerer Ausdehnung, als in den schlimmsten Tenementhaus-Distrikten der Metropole. Gleichzeitig müssen wir uns erinnern, daß während der letzten Jahre die Pest des Kontraktorsystems, insbesondere auf dem Gebiete der Kleiderfabrikation, sich weit in das Hinterland verbreitet hat, in die kleineren Städte und Ortschaften, und dies nicht bloß im Staate New-York. Jedenfalls stehen wir vor der sehr bemerkenswerthen Thatsache, daß die kapitalistische Entwicklung, reich an Widersprüchen, wie sie ja bekanntlich ist, in ihrem Fortschreiten Hand in Hand mit wachsender Betriebskonzentration auf der einen Seite wachsender Konzentrationsbewegung bis zum Ziele des Trust-Betriebs (Betriebs durch Unternehmer-Vereine) und auf der anderen ein ebenfalls stark zunehmendes Umsichgreifen der beinahe gänzlich ohne Kapitalbeweis sich vollziehenden Kleingewerblichen Ausbeutewirtschaft zu Tage fördert. Der Kontraktor und Subkontraktor, wie wir ihn z. B. in der Schneiderei, in der Zigarren-Industrie, im Baugewerbe, vor Allem bei den Zimmerleuten, „an der Arbeit“ sehen, das ist die moderne, kapitalistische Neu-Auflage des Sklaventreibers der feudalen, mit ordinärer Peitsche handhabenden „Nigger drivers“ (— Negertreiber — Sklaventreiber). Jenes ambulante Werkzeug des südlichen Plantagenbesizers war selber nur ein Habentisch, und was anders als dies ist der „Schwih-Boss“ (Boss — holländisch Baas der Herr — der Unternehmer) in und außerhalb der Sphäre des Tenementhauses? Der Kapitalismus hat — weit entfernt von Abschaffung der Sklaventreiber als Spezies — deren Zahl auch außerhalb des Bereiches der neuzeitlichen Zwangsburg des großindustriellen Establishments bedeutend vermehrt und dies die Fagon der Peitsche modifizirt.

Angesichts dieser Erwägungen werden jene Anweisungen der von kapitalistischen Politikern angestellten Fabrik-Inspektoren, die sich auf die Zustände des Kontraktors- oder Schwih-Systems beziehen, um so mehr für Verurteilung dieser zeitgeschichtlich-ökonomischen Institution ins Gewicht fallen. Unsere Fabrikinspektoren berichten, daß wenigstens die auf Einhaltung einer Maximalarbeitszeit für jugendliche Arbeiter unter 18 und Frauen unter 21 Jahren gerichteten Gesetze — nur Bestimmungen: nicht mehr als 60 Stunden per Woche — nur bestimmt geringem Widerstande von Seiten der Beschäftigten begegneten, mit Ausnahme Mos der Kleider-„Schwih“-Werkstätten in der Stadt New-York. „Jede größere Fabrik in diesem Staate, welche früher 66 oder noch mehr Stunden Arbeit per Woche forderte, ist jetzt nur noch 60 oder weniger Stunden in Betrieb, und die Aussagen der Besitzer solcher Fabriken gehen dahin, daß hierbei die Produktions-ergiebigkeit sich vermehrt, anstatt vermindert hat.“ Abgesehen von Dringlichkeitsfällen, so sagt der Bericht, seien Verletzungen des „Schwihgesetzes“ im letzten Jahre verhältnismäßig selten vorgekommen, und wenn, durch Warnungen oder durch gerichtliche Verfolgung seitens der Inspektoren wirksam abgestellt worden.

Daß diese Angabe der Inspektoren in so allgemeiner Anwendung auf sämtliche industriellen (mit Ausnahme der Schwih-) Betriebe eine stark schönfärbende sein muß, erhellt schon daraus, daß, wie der Bericht hervorhebt, die Thätigkeit der Beamten dieses Departements bei Weitem nicht hinreicht, um die ihnen zugewiesenen Bezirke auch nur für den Zweck erstmaliger Visitation vorzuliegen. Von Mängeln zu reden, während, wie das vorliegende Dokument ebenfalls eingeleitet, in einer beträchtlichen Anzahl von Veranlassungsfällen dem betreffenden Inspektor nicht genügend Zeit übrig blieb, um durch wiederholte Visitation sich entweder von Ausföhrung seiner Anordnungen zu überzeugen oder aber durch Strafantrag vor Gericht dem Gesetze Nachsicht zu verschaffen. Es ist nun zum Voraus eine offenbar naheliegende Wahrscheinlichkeit, daß die Thätigkeit der Inspektoren schon in der ersten und erst recht in der zweiten oder weiteren Visitation sich entschieden vorwiegend auf die größeren Establishments beschränkte, und zwar einfach deshalb, weil diese größeren Betriebsanstalten die leichter auffindbaren und leichter zugänglichen sind; vor Allem aber deshalb, weil dort mit geringstem Zeitverlust effektiv nennenswerthe Untersuchungen „Items“, in dieser oder jener Richtung, ausgearbeitet werden können. Was also an dieser Vorkaufs- und verwickelter Durchführung des Schwihgesetzes überhaupt Wahres ist, das dürfte wohl zum weitesten größten Theile nur den Fabrik-Establishments größeren Stiles zu kreditiren sein.

In Betreff der „Schwih“-Shops (Shop = Laden, Geschäft) erklärt der Bericht, daß es nicht möglich sei, denselben gegenüber das Gesetz ohne Vermehrung der Inspektoren zur Geltung zu bringen. „Das Geschäft des „Schwihers“ — so heißt es da — wird an entlegenen Plätzen, in Schlafzimmern und Hinterzimmern betrieben, sodas es schwierig ist, einzutreten und das Vorhandensein eines solchen Geschäftes zu konstatiren. Erfolgt eine Visitation, so verlegen sich Bos und alle „Hände“ auf Stillschwimmen und Wachtelzuden und wollen nichts verstanden haben, auch wenn man durch einen Dolmetscher zu ihnen spricht. Nichts anderes, als befähigtes Kundschafken wird diese Art von Sklaventreibern (taskmasters) dazu bringen, dem Gesetze Rechnung zu tragen. Die kleinen, schlecht ventilirten Zimmer, in denen sie arbeiten, sind überfüllt mit arbeitenden

Frauen und Kindern. Ein Strichsen für Bügeleisen ist gewöhnlich in voller Gluth. Im Winter sind die Fenster geschlossen, und keine Möglichkeit für Entfernung der gesundheitschädlichen Dünste vorhanden. Und diese Atmosphäre voll von Gestank und Unreinigkeit im besten Falle wird unaufhörlich eingeathmet, wodurch oft neue Krankheiten unter den unglücklichen Insassen dieser Arbeitsräume sich einwurzeln und immer die Lebenszeit sowohl des Gesunden, wie des Kranken verkürzt wird. Es wäre wirklich schon schlimm genug, wenn dieser Zustand nur zehn Stunden im Tage anhalten würde, aber, wenn dies vierzehn, sechszehn Stunden und oft achtzehn Stunden per Tag andauert, und sechs oder sieben Tage in der Woche und während eines Zeitraums von sieben bis acht Monaten im Jahr, dann ist die Gesamtsumme an Gesundheitszerstörung geradezu unermesslich groß. Wenn jemals in diesem Lande eine Epidemie ausbricht, dann werden diese „Schwih“-Shops als ein gewaltiger Faktor zur Verbreitung der Ansteckungskeime wirken. Die in solchen Shops hergestellten Kleider sind sehr dazu geeignet, Krankheiten zu verbreiten, umso mehr als diese Waaren gewöhnlich von wohlfeiler Qualität sind und meistens an Leute verkauft werden, die nicht immer die Gelegenheit, selbst wenn die Neigung, dazu haben, gegen Ansteckung sich durch Reinlichkeit und gesunde Wohnung zu bewahren.“

Mit diesen obigen und noch weiteren eindringlichen Argumenten forderten die Fabrik-Inspektoren in ihrem Bericht eine solche Erweiterung der bestehenden Fabrikgesetzgebung, wodurch es diesen Beamten ermöglicht wird, dem Krebschaden des „Schwih“-Systems wirksam entgegenzutreten. Insbesondere verlangten sie zu diesem Zweck die Ertheilung von Vollmacht, um ein genügendes Maß von Lustraum für jede in einem Arbeitslokal beschäftigte Person auszubedingen und ebenso das Vorhandensein von angemessenen Ventilationsvorrichtungen.“

Korrespondenzen und Parteinachrichten.

Salzstadt. Am 5. Juli feierte die „Sonntags-Zeitung“ ihren ersten Geburtstag. Interessant ist es, zu erfahren, was das junge Wesen in seinem ersten Lebensjahre erlebt hat.

Im ersten Vierteljahr harrte man vergeblich auf die Verfolgungen, plötzlich trafen sie ein. Im zweiten Vierteljahr gab es 10 verantwortliche Vernehmungen, eine Hausdurchsuchung, eine Beschlagnahme, eine Verurtheilung zu 100 M. event. 20 Tagen Gefängnis. Im dritten Vierteljahr gab es vier Vernehmungen und drei Verurtheilungen von insgesamt 117,80 M. Das vierte Vierteljahr verlief am ungünstigsten. Es brachte ein: acht Vernehmungen, eine Beschlagnahme, drei Strafmandate zu 63,60 M. und 1 Monat Gefängnis.

Erfurt. Am letzten Sonnabend fand gegen Genossen Schulze Hauptverhandlung vor dem hiesigen Landgericht wegen angeblicher Untreue statt. Der Sachverhalt war folgender: Im Juni vor. Jahres sandten „Rothe Handschuhmacher von Bad Ilmenau“ 6 Mark 45 Pfennige ein, welche für die ausgesperrten Arbeiter in Hamburg bestimmt waren. Schulze erhielt den Betrag mit noch fünf anderen Beträgen außerhalb des Geschäftsfiskus zugestellt, hatte sämtliches Geld zu seinem eigenen gesteckt und die Postabschnitte in die Tasche verwahrt. Als er nach längerer Zeit wieder in das Geschäftsfiskus zurückkehrte, gewahrte er den Verlust der Postabschnitte. Das sofort angestellte Suchen erwies sich als resultatlos. Schulze schrieb sodann die Beträge nach dem Gedächtnis ein, hatte aber den von Ilmenau eingegangenen verpfändet, und da er den Betrag zu seinem übrigen Gelde gethan hatte, merkte er den Ueberschuß von 6,45 Mark nicht. Erst mehrere Wochen später reklamierte der Absender wegen nicht-erfolgter Quittung. Schulze, dem der Absender unbekannt war und der nicht wußte, daß er den reklamierten Betrag erhalten hatte, erbat sich die Zusendung des Postschines. Erst Anfang Oktober ging dieser Postschein in der Redaktion der „Türinger Tribüne“ ein. Infolge dessen erschien am 5. Oktober in der „Tribüne“ eine Briefkasten-Notiz ungefähr des Inhalts: „Rothe Handschuhmacher in Bad Ilmenau. Im Juni ging uns ein für die Hamburger ausgesperrten bestimmter Betrag von 6,45 M. zu, welcher durch ein Versehen nicht quittirt worden ist. Wir holen dies hiermit nach und werden, da die Aussperrung in Hamburg beendet ist, den Betrag den ausgesperrten Zigarrenarbeitern in Schwwege überweisen.“ Diese Briefkasten-Notiz veranlaßte die hiesige Polizeibehörde, der Staatsanwaltschaft dieselbe zu überweisen und Anzeige wegen Unterschlagung zu erhalten. Der Staatsanwalt erhob auch richtig die Anklage. In der Schöffengerichts-Verhandlung, in der die Sache zuerst zur Verhandlung kam, wurde kein Urtheil gefällt. Das Gericht erklärte, eine Unterschlagung liege nicht vor, der Angeklagte sei nicht verpflichtet gewesen, dieselben Geldstücke zur Ablieferung zu bringen, welche ihm die Post übergeben, dagegen lasse es die Frage offen, ob eine Veruntreuung vorliege; darüber zu entscheiden, entziehe sich jedoch der Kompetenz des Schöffengerichts. Es überwies daher die Sache an das Landgericht. Hier plädierte der Vertreter der Staatsanwaltschaft für Freisprechung, das Schöffengericht habe sich in einem Rechtsirrtum befunden. Der Vertheidiger, Herr Rechtsanwalt Dr. Wendemann, schloß sich den Ausführungen des Staatsanwaltsverträtters an und bedauerte noch, daß die Polizei eine solche Sache zur Anzeige gebracht hätte. Wenn jedes derartige Versehen strafrechtlich verfolgt werden sollte, würden sich sonderbare Konsequenzen ergeben. In seinem eigenen Bureau finde sich fast täglich bei der Kassenrechnung ein Plus oder ein Defizit. Das Gericht erkannte auf Kostenlose Freisprechung, auch die Anklagen des Angeklagten werden auf die Staatskasse übernommen. Dem Angeklagten sei keinerlei Verschuldung vorgeworfen, als ihm ein vorgekommener Irrthum klar geworden sei, habe er den Fehler sofort beseitigt, deshalb sei er nicht nur freigesprochen worden, sondern ihm auch die Rückvergütung der Auslagen zugesprochen worden.

Beschwiegene darf nicht bleiben, daß die Angelegenheit seiner Zeit von fast der ganzen nationalliberalen, konservativen und freisinnigen Presse Thüringens in einer geradezu schändlichen Weise zu Ungunsten des Genossen Schulze ausgebeutet worden ist.

Natürlich wird kaum ein einziges der betreffenden Blätter seine Verleumdungen, mit welchen nahezu jedes die Nachricht von der Erhebung der Anklage ausschmückte, zurücknehmen.

Halle a. S. Die Staatsanwaltschaft hat gegen das Urtheil, welches den Redakteur des hiesigen „Volksblattes“, Richard Jäger, von der Anklage freisprach, durch Veröffentlichung des Artikels „Mittelalter“ mehrere Bevölkerungsklassen gegen einander aufgereizt zu haben, Revision beim Reichsgericht angemeldet.

Breslau. 6. Juli. Am gestrigen Sonntag sprach Wilhelm Liebknecht hier in der „Kontordia“ vor einer tausendköpfigen Zuhörerschaft. Er erläuterte in 1 1/2stündiger Rede die Prinzipien der Sozialdemokratie, besonders im Hinblick auf den neuen Pro-

grammentwurf und zeigte an diesem Programm die Programmlösigkeit aller unserer Gegner. Die Versammlung erklärte einstimmig ihr Einverständnis mit den Ausführungen des Redners und schloß mit einem stürmischen Hoch auf die internationale Sozialdemokratie.

Hannover. 7. Juli. In stark besuchter Volksversammlung wurde nach einem Referate Wurm's Heinrich Meißner einstimmig als Delegirter zum internationalen Kongreß in Brüssel gewählt.

Düsseldorf. Am Sonntag fand hier eine Demonstration statt, wie sie Düsseldorf noch nie gesehen hat. Schon so lange wie es hier überhaupt eine Arbeiterbewegung giebt, hat man auch schon mit Lokalschwierigkeiten zu kämpfen, weil die Wirthe es nicht wagen, ihre Lokale zu Versammlungen herzugeben, indem sie von gewisser Seite beeinflusst werden. Früher glaubte man und das mit Recht, daß die Polizei die geheimnißvolle Macht sei, welche den Sozialdemokraten das Abhalten von Versammlungen unmöglich machte. Jetzt haben die gegnerischen Parteien die Rolle übernommen, welche früher die Polizei spielte, denn trotzdem anzunehmen ist, daß seitens der Polizei auf die Wirthe nach dieser Richtung ein Druck nicht mehr ausgeübt wird, hat die leidige Lokalfrage immer noch nicht ihre Erledigung gefunden. Die Genossen, kurz entschlossen, haben nun ein Grundstück bis zum Januar 1892 gemiethet, um auf demselben ihre Versammlungen unter freiem Himmel abzuhalten. Zum Sonntag veränderten denn auch große rote Plakate, daß auf dem in der Nähe der Lindhütten-Fabrik belegenen Grundstück eine große öffentliche Versammlung abgehalten werde, in welcher die Reichstags-Abgeordneten Nebel und Dreesbach sprechen sollten. Schon gegen 2 Uhr pilgerten die Arbeiter zu Tausenden heranz. Die Genehmigung war unter der Bedingung ertheilt worden, daß das Grundstück eingegürtet und Bedürfnisanstalten auf demselben errichtet würden. Diesem Wunsche wurde natürlich sofort entsprochen, am Sonnabend arbeiteten den ganzen Tag über mehrere Schreiner, schlugen Pfähle und spannten Drähte, gegen Abend kamen noch einige 80 Mann und waren die ganze Nacht hindurch thätig. Auf der Mitte des Platzes stand ein großer Rollwagen, der provisorisch mit einem Dache und von zwei Seiten mit Leinwand versehen war. Auf demselben war ein schmaler Tisch angebracht, hinter demselben standen sechs Gartenstühle, auf welchen das Bureau und ein Polizeikommissar Punkt 4 Uhr Platz nahmen. Der Einberufer, Genosse Erbert, verließ nach Eröffnung der Versammlung einige Telegramme, aus welchen hervorging, daß keiner der beiden angefordigten Referenten habe erscheinen können. Nebel versprach aber, in 14 Tagen zu kommen. Die letztere Mittheilung rief lebhaften Beifall hervor. An Stelle der beiden angebliebenen Redner hatte der Einberufer einige andere telegraphisch herbeigerufen, und erhielt zunächst Genosse Lehmann aus Dortmund das Wort zu der Tagesordnung: Die Getreidezölle und die Reichsregierung. Derselbe bemerkte einleitend: Die heutige Versammlung beweise, wie Unrecht Diejenigen hätten, welche behaupteten, daß Alles nichts wäre. Vor fünf Jahren seien in der Nähe dieses Grundstücks etwa vierzig Sozialdemokraten von der Polizei attackirt worden, weil sie eine Versammlung unter freiem Himmel abgehalten haben sollten. Es sei dies eine Folge des Sozialistengesetzes gewesen, welches jetzt, dank der Sozialdemokratie, gefallen sei. Heute erörtern wir das, was damals verboten worden wäre, unter vollster Oeffentlichkeit und unter den Augen der Polizei. Es sei das ein Beweis, daß kein Opfer vergeblich gebracht werde. Der Redner erörterte sodann eingehend die Schädlichkeit der Getreidezölle und wies durch Zahlen nach, daß ein Nothstand unabweisbar vorhanden ist. Genosse Wefsch aus Krefeld ergänzte die gemachten Ausführungen noch und kritisirte hauptsächlich das Verhalten der Zentrumspartei. Lücke-Klein sprach sodann noch über die Bismarcksche Politik und brachte manches werthvolle Material zur Beurtheilung des indirekten Steuersystems bei. Mit der einstimmigen Annahme der bekannten Resolution gegen die Getreidezölle und mit einem Hoch auf die internationale Sozialdemokratie schloß die imposante, von mindestens 8000 Personen besuchte Versammlung. Hoffentlich werden die Herren Wirthe und ihre Hintermänner jetzt eingesehen haben, daß keinerlei Machinationen im Stande sind, die Ausbreitung der Sozialdemokratie unter der hiesigen Bevölkerung zu verhindern.

Strasburg. 30. Juni. Nachdem, wie bereits berichtet, die auf den 29. Juni angeordnete Volksversammlung nicht genehmigt worden, weil Dreesbach-Mannheim referiren sollte, bewilligte die Polizei dieselbe auf wiederholte Eingabe endlich „ohne Dreesbach“. So konnte denn gestern Abend die Versammlung stattfinden — nach zehn Jahren die erste öffentliche sozialdemokratische Volksversammlung im speisbürgerlichen Strasburg! Der große Saal des Gesellschaftshauses war dicht mit Hörern gefüllt, als unter dem Vorsitz Wöhle's die Sitzung eröffnet wurde. Zuerst sprach Genosse Hufenbed zu Punkt 1 der Tagesordnung: „Die bevorstehenden Gemeinderathswahlen“. Er kritisirte treffend das Verhalten des ausscheidenden Gemeinderaths, der lediglich aus Beamten, Beamten und sogar Professoren bestehend, für die Arbeiter und das Kleinbürgertum absolut nichts gethan habe. Nach eingehender Schilderung der Mißstände und des in Arbeiterkreisen herrschenden Uebels forderte er auf, nur den von der sozialistischen Partei aufgestellten Kandidaten die Stimme zu geben. (Allseitiger andauernder Beifall.) Ueber den zweiten Punkt: Das Programm der sozialdemokratischen Partei zu den hiesigen Gemeinderathswahlen referirte Genosse Böhle. Das Programm ist folgendes: 1. Befreiung des Oltroi. 2. Unentgeltlichkeit des Volksschul-Unterrichts und der Lehrmittel. 3. Einrichtung von Warm-Bade-Anstalten. 4. Uebernahme aller städtischen Unternehmungen, wie Bauten, Trambahn, Beleuchtungs-wesen etc. durch die Gemeinde; Einführung eines Maximal-Arbeitstages von 10 Stunden und eines Minimal-Lohnes für sämtliche von der Gemeinde beschäftigte Personen; Erbauung gesunder Arbeiterwohnungen. 5. Oeffentlichkeit der Gemeinderathssitzungen. — Jede einzelne der sehr mächtigen Forderungen wurde von B. eingehend begründet und dabei fanden die jetzt herrschenden Mißstände ausreichende Beleuchtung. Besonders in den Wohnungsverhältnissen der hiesigen Arbeiter herrschen schauerliche Zustände. Wegen die Ungerechtigkeiten des zeitigen Steuersystems hat sich der Gemeinderath völlig insolvent erhalten, da er nur aus Gütern zusammengefaßt ist, denen es nur recht sein kann, wenn der Arbeiter, der Handwerker, der Kleinrentner und Schankwirth ein ganzes Zehntel ihres geringen Einkommens für Steuern hergeben müssen, während das mittlere Kapital mit 1/2 pCt. und das große vielleicht mit 1/10 pCt. zur Steuerleistung herangezogen ist. (Lebende Zustimmung.) Nicht genug damit, daß der jetzige Stadtrath aus Leuten besteht, die kein Verständnis für die Lage der arbeitenden Klassen haben, drängen sich diesmal sogar Elemente hervor, die geradezu mittelalterliche Ansichten vertreten. So der Baron von Müllenheim-Rechberg, ferner der Professor Theobald Ziegler, ein fanatischer Anhänger des verstorbenen Reichskanzlers und mächtigen Verfechter des Paktzwanges. Von solchen Ergregungen hat die Bevölkerung nichts Gutes zu erwarten. Wer deshalb seine Interessen mannhaft und richtig vertreten haben will, der

hat nur unseren Kandidaten, die auf das Programm der sozialdemokratischen Partei eingeschworen sind, seine Stimme zu geben. (Brausender Beifall.) Nach einer kurzen Pause wurde die Diskussion eröffnet und drei Gegner gelangten zum Wort. Die Herren Großbourgeois hatten aber nicht gerade ihre schlauesten Köpfe hergeschickt, oder wenn doch, dann müßte es mit der Weisheit der Bourgeoisie gar traurig aussehen! Zuerst betrat erhabenen Hauptes ein Jüngling im Gehrock das Podium. Er entpuppte sich als ein vom geistlichen Vorstand des katholischen Jünglingsvereins angelernter Sozialistenvertilger. Er mußte bald unter ungeheurer Heiterkeit der Versammelten abtreten. Auf ihn folgte der kaiserliche Landesbibliothekar Herr Dr. Göttinger. Herr Göttinger ist ein Vertreter der hier sehr häufigen Beamten-Prezies, welche anstatt sich mit ihrer amtlichen, vom Volke bezahlten Stellung zu begnügen, in Politik macht und sogenannten „Patriotismus“ verbreiten will, aber nur Verwirrung anrichtet. Interessant ist aus seiner Rede die Mitteilung, er komme in der Woche mit 20 M. bequem aus, denn er nähre sich von dem so überaus wohlwollenden Kommissbrot und trinke dazu Wasser und Dännbier. Wenn Jeder das so halte, so sei in kurzer Zeit die soziale Frage glänzend gelöst. Die Versammlung hörte mit unverdrüßlicher Geduld die Ausführungen des Kommissbrot-apostels an. Nur als er nebenbei noch ein Wort für seinen Freund von Müllenheim einlegen wollte, wurde ihm klar gemacht, daß seine Rolle hier zu Ende gespielt sei. Als Lehler der „Gegner“ erschien dann noch der Ex-Universitätslehrer Grimm. Derselbe predigte Versöhnung und Sphärenharmonie. Auch seiner Rede Wächlein mußte plötzlich den Lauf hemmen vor dem Entrüstungsausbruch der anwesenden Elsäßer, als er behauptete, das Ostroi sei eine französische Erbschaft, die — aus liebenswürdiger Rücksicht auf die Bevölkerung von der deutschen Regierung beibehalten worden sei. Zum Ueberflusse spielte Genosse Wöhle die Naivitäten der drei bürgerlichen Kämpen noch recht sichtbar auf. Mit der Aufforderung, nur für die Kandidaten der sozialdemokratischen Partei zu stimmen, und mit einem brausenden Hoch auf die internationale Sozialdemokratie wurde die Versammlung geschlossen. Den tiefen Eindruck der bedeutenden und glänzend verlaufenen Versammlung geben spaltenlange, recht objektiv gehaltene Referate der ernsthaften bürgerlichen Blätter („U. Journal“ und „Straßburger Post“) wieder. Nur die sich sonst spinnefeindlichen Blättchen, das — unparteiische „Lageblatt“ und das ultramontane Schmutzblatt „Der Elsäßer“ sind diesmal einzig in verzerrten und gefälschten Berichten. (Ueber den Anfall der Wahl berichteten wir schon in vorheriger Nummer. Red. d. „U.“)

Plauen, 3. Juli. Veröffentlichung eines Theiles aus Akten eines noch schwebenden Verfahrens (Theile der Anklage der Staatsanwaltschaft Plauen) führte heute den Redakteur des Leipziger „Wählers“ und des „Vogtländischen Volksblattes“, Genossen Wittich, und den Genossen Schampner auf die Anklagebank. Der Letztere hatte einem von ihm Anfangs ungenannten Manne eine Anklagechrift gezeigt und dieser (der später von ihm genantete Vertrauensmann Schloffer) hatte jene Notiz an die Redaktion des „Vogtländischen Volksblattes“ geschickt, welches sie abdruckte. Der Zeuge Schloffer, den Schampner später als Einsender der Notiz genannt hatte, beanspruchte den Schutz des § 54 der Strafprozessordnung und Entbindung von der Zeugenansage, um sich nicht selbst zu belasten. Da indessen seine Straftat bekannt war, bekannte er sich, nachdem ihm dies mitgeteilt worden war, zur Thäterschaft. Nun wurden die beiden Angeklagten freigesprochen, Schampner, weil nicht erwiesen war, daß er die Entsendung veranlaßt habe, und weil er sie nur zugelassen hatte unter der Bedingung, daß nichts Strafbares dabei sein dürfe, und Wittich, weil nach einem reichsgerichtlichen Erkenntnis in einem solchen Falle nach Ermittlung des Thäters der Redakteur außer Verfolgung zu setzen ist.

Rosfen. Die sächsische Polizei wird immer nervöser. Jetzt ist hier sogar eine Versammlung verboten worden, in welcher Genosse Goldstein aus Dresden über die Getreidezölle und die Reichsregierung referieren sollte. Das Verbot erfolgte auf Grund von § 12 des sächsischen Vereinsgesetzes, welcher Paragraph die denkbar bequemste Handhabe zu Versammlungsverboten bietet, indem er solche erlaubt, wenn eine dringende Gefahr für die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit angenommen werden kann.

Das eine „vorsichtige“ Polizei aus so einem Paragraphen zu machen verzieht, zeigt jenes Verbot.

Offenbach. Der Redakteur des „Offenbacher Abendblatts“, Genosse Friedrich Bender, wurde wegen Beleidigung des Stadtverordneten Wilhelm Grünwald in Offenbach in drei Fällen zu 100, 80 und 20, insgesammt 200 M. bzw. insgesammt 40 Tagen Haft sowie zur Erstattung der notwendigen laaren Auslagen an den Kläger und zu den Kosten des Verfahrens verurtheilt. Das Recht der Urtheilspublikation im „Offenbacher Abendblatt“ wurde dem Kläger gleichfalls zugesprochen.

Offenburg, 1. Juli. Die Schwurgerichts-Session für das dritte Quartal war eine Eintagsfliege; so kurz sie war, ohne eine Anklage gegen den sozialdemokratischen „Volksfreund“ scheint es keine Tagesordnung mehr zu geben. Schließlich, als der andere und erste Fall (Brandstiftung) wegen Prüfung des Delinquenten auf seinen defekten Geisteszustand ausgesetzt werden mußte, bildete Redakteur Zielowski die einzige verdächtige Person, derenwegen die 30 Herren Geschworenen aus den entferntesten Orten des Schwarzwaldes und Rheinhales hier zusammengelommen waren. Die Anklage behauptete, der Redakteur Zielowski habe durch Aufnahme einer Korrespondenz aus Aue bei Durlach einen Gendarmen beleidigt. Der inkriminierte Artikel war ein objektiv gehaltener Versammlungsbericht ohne formelle Injurie, es wurden nur dem nachträglich die Versammlung kritizierenden Gendarmen Worte in den Mund gelegt, die er, wie es sich schon in der Voruntersuchung herausstellte, nicht gesagt hat, wohl aber vernünftigerweise gesagt haben konnte. Eine Frau hat sie ausgesprochen, und durch ein Mißverständnis kolportierte man sie im Dorfe als die Worte des Gendarmen. Der Korrespondent hat also, wie es zugegenmäßig nachgewiesen wurde, bona fide berichtet, der Redakteur konnte an der Wahrheit des Berichts nicht zweifeln. Nach einer gewissen Vertheidigungsrede des Rechtsanwalts Schneider sprachen die Geschworenen ein Nichtschuldig aus. Die ziemlich hohen Kosten dieses Prozesses trägt die großherzogliche Staatskasse, d. h. die badischen Steuerzahler.

Lokales.

Eine Arbeiterkolonie der „besseren Stände“. Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die „National-Zeitung“ eine Reklame der Berliner Arbeiterkolonie, dieser bekannten Musteranstalt, die von dem durchsichtigen Verfasser des Reklameaufsatzes als „einzig in ihrer Art, vielleicht einzig in der Welt“ bezeichnet wird! In gewissem Sinne mag ja derselbe mit dieser Tirade recht haben! Der augenscheinliche Zweck der Reklame ist der, die bestehenden Klassen mehr für diese Musteranstalt zu „interessieren“, d. h. dieselben zu veranlassen, fleißiger ihre Taschen zu öffnen für den Ringelbeutel der Berliner Arbeiterkolonie, denn „jede gereizte Seele kostet etwa 250 M.“ Um nun diesen Zweck zu erreichen, wendet der Verfasser folgendes Mittel an. Er sagt: „Als Entschuldigung der „Bemittelten“ dient die Ausrede, nach dem Auswahlschilde der „Berliner Arbeiterkolonie“ lasse sich nicht vermuthen, daß unter ihren 200 Gästen 190 der „guten Gesellschaft“ angehört.“ Um nun den „Bemittelten“ diesen falschen Wanden zu nehmen, sagt der Verfasser weiter: „Die Stätte ist einzig in ihrer Art, vielleicht einzig in der Welt. An ihr hat

sich zusammengefunden, was aus den „besseren Ständen“ Schicksal erlitten, aber noch einen allerlehten schwachen Rest von Kraft besitzt, der zur Erringung eines neuen, wenn auch unbedingten Verzicht gebietenden Lebens eingesetzt werden soll. Es begegnen sich hier Studenten, vortugsweise Theologen, Prediger, Lehrer, Ärzte, Kaufleute, Künstler, Offiziere, fast durchweg „bessere“ Familien entstammend, „allesamt geistig veranlagt“. Damit glaubt der Verfasser offenbar den gewöhnlichen Beweis gebracht zu haben und ist jedenfalls überzeugt, daß namentlich die „Bemittelten“ die Mittel reichlich fließen lassen werden für die Arbeiterkolonien der „besseren Stände“! Er kennt offenbar seine Pappentelmer und wird möglicher Weise in seiner Voraussetzung sich nicht getäuscht sehen, denn so lange die „Bemittelten“ vermutheten, daß die „Wüste“ der Arbeiterkolonien lediglich heruntergekommene Arbeiter seien, waren sie für dieses Institut wenig zu „interessieren“. Was soll man „solchen Volkes“ wegen auch erst einen Finger krumm machen! Schade um's Geld! denn das sind ja doch nur Bagabunden, Strolche, Sozialdemokraten, Leute, die nicht Lust zum arbeiten haben! Diesen noch irgendwie helfen zu wollen, das wäre eine falsche Humanität! Da es sich aber um Heruntergekommene aus den „besseren Ständen“, aus den „besseren“ Familien handelt, — ja Bauer, das ist ganz etwas anderes! Da gebietet es schon der Anstand, ein Uebrigcs zu thun. So ist der Lauf der Dinge in der heutigen besten der Welten und diese Anschauung charakteristisch die heutige Gesellschaft! In ihren Augen fängt der Mensch erst beim Baron oder Lieutenant, mindestens aber beim „Sechsteiler-Kentner“ an, da der Geldsack heute nicht mehr ignoriert werden kann; der „vierte“ Stand, der Arbeiterstand, das Proletariat ist in den Augen der „Bemittelten“ ein Gegenstand der Geringschätzung, obgleich das Fundament des heutigen Gesellschaftsbauens. Dem Arbeiter giebt man nur widerwillig das Unentbehrliche für harte Arbeit; dem Arbeitslosen, dem ohne sein Verschulden in Noth gerathenen Arbeiter, dem „Lumpenproletariat“ versagen die „Bemittelten“ die Unterstützung selbst in Gestalt der Arbeiterkolonie. Sie mögen ins Gefängniß, ins Zuchthaus wandern, in die afrikanischen Kolonien. Für jene aber, die einst der „guten Gesellschaft“ angehört, die trotz ihrer Entfremdung der „besseren Familien“, trotz ihrer „geistigen Veranlagung“ u. s. w. meist durch eigenes Verschulden ins Lumpenproletariat hinabgesunken sind, muß gesorgt werden, sie sind selbst in der Arbeiterkolonie noch etwas „Besseres“, als der zerkümmerte Arbeiter, sie müssen noch zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gemacht werden. Und wie? Der Verfasser sagt: „Gründe, den Körper anstrengende, den Organismus aufrüttelnde und aufrichtende Arbeit neben einfacher, aber kräftiger Verpflegung bilden die Heilmittel, mit denen die Wunderkuren gemacht werden.“ Wie denn? die vordem so misachtete ernste, rechtschaffene Arbeit, sie wird an den eigenen Sprossen der „besseren Stände“ als Heilmittel angewendet, mit dem Wunderkuren erzielt werden? Wie seltsam! Den Werth der Arbeit zu erkennen, die Arbeit achten und schätzen zu lernen, müssen die „besseren Stände“ erst verlernen, zum Strolch und Bagabunden werden durch eigenes Verschulden, wie es die Proletarier werden durch Verschulden jener. Wahrlich, es wäre besser, die „besseren Stände“ lämen bei Zeiten zu dieser lehtgenommenen Einsicht, sie machten sich klar, daß Nichtsthuerei, Schlemmer und Praffer keine „nützlichen“ Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind, daß allein derjenige ein Recht hat, sich zur „guten Gesellschaft“ zu rechnen, welcher eine nützliche Thätigkeit entfaltet. Dann würde es nicht nöthig sein, die „Bemittelten“ erst durch den Hinweis auf die Arbeiterkolonie der „besseren Stände“ für diese Institution des Klassenhaates zu „interessieren“, dann würde diese möglicher Weise überflüssig werden, wie die ganzen Arbeiterkolonien hinfällig werden, sobald die Arbeit erst zu ihrem Rechte gelangt, das ihr gebührt.

Zu Sachen der Feuerbestattung hatte sich bekanntlich die hiesige Freireligiöse Gemeinde an den Magistrat gewandt, derselbe möge bei den Staats- und Reichsbehörden wegen Bestattung der salutativen Leichenverreinerung vorstellig werden, um letztere eventuell auch im Interesse der Stadtgemeinde verworthen zu können.

Vom Magistrat ist jetzt darauf die folgende Antwort eingegangen:

Auf das gefällige Gesuch vom 8. Juni d. J. betreffend die Einführung der Feuerbestattung erwidern Namens des Magistrats wir ergeben, daß die großen zur Zeit kaum überwindlichen Schwierigkeiten, die einer Erlaubniß zur Feuerbestattung in Preußen entgegenstehen, aus den Verhandlungen, welche der hiesige Verein zu Frankfurt a. M. erst kürzlich gepflogen, deutlich hervorgehen!

Der Magistrat von Berlin hat wiederholtlich, zuletzt durch Veranlassung des Hauses einer Ichnenalle auf städtischem Terrain, zu erkennen gegeben, wie er der salutativen Feuerbestattung durchaus nicht feindlich gegenüber steht. Zunächst wird er sich mit der Feststellung zu beschäftigen haben, ob für die städtische Verwaltung die Feuerbestattung überhaupt so erwünschbar, ob sie rathsam, und wie sie auszuführen sei. Der erhebliche Kostenpunkt spielt hierbei eine bedeutendere Rolle als gewöhnlich vermuthet wird. Das Beispiel von Mailand, dessen Bestattungswesen im April d. J. unsererseits untersucht worden ist, paßt für Berlin sehr wenig.

Magistrat.
Kommission für das Bestattungswesen.
Friedel.

Das wird ja interessant werden, wenn sich gegenüber der in fast allen Kulturländern bereits mit großem Erfolg und großen Ersparnissen praktisch ausgeübten Feuerbestattung der Magistrat hinsetzt um „festzustellen“, ob die Feuerbestattung „überhaupt verwirklicht“, ob sie rathsam, und „wie sie auszuführen“ sei! — Dabei wird sein artig verschwiegen, wie die „unüberwindlichen Schwierigkeiten“ bei und doch nur in der „Muderei und Stöckerlei“ zu suchen sind, welcher sonst ihre Kirchhofs-Fründe arg beschneit werden dürfte, und um das zu verhindern, sollen lieber noch fernere Opfer an Geld und Gesundheit gebracht werden! —

Einen Häuserschmuck, der entschieden mehr anheimelt, als aller Eud und Malerei, entbehrt Berlin fast vollständig — wir meinen die Blumenbretter auf den Fensterbänken, ein Luxus, den sich wohl auch der unbemittelte Mann erlauben könnte, wenn — er eben dürfte. Die Gründe für das Verbot des Anbringens von Blumenbrettern sind ja sichhaltig, nur sollte man in solchen Dingen konsequenter vorgehen. Wird dem Armen nicht erlaubt, ein Blumenbrett außerhalb seines Fensters anzubringen, so sollte dem Reichen auch verboten werden, seine Ballons mit Blumen und Bierpflanzen zu besetzen. Das Anzutragliche, was hieraus entspringt, ist in beiden Fällen dasselbe, genau dasselbe, ja es werden die Passanten auf der Straße durch das Begleichen der Blumen auf den Ballons noch weit mehr belästigt, als dieses von den Blumenbrettern her der Fall ist. Die Wassertröpfchen, die von den Ballons herunterfallen, sind getränkt mit Staub und dem Witterungsgeruch des Gemäuers; solche Tropfen lassen auf Hut und Rock der Straßenpassanten Flecke zurück, die unter Umständen die betreffenden Kleidungsstücke ruiniren können. Die Ballonbesitzer müßten dann jedesmal — was ja leider noch vielfach veräumt wird — zur Rechenhaft gezogen werden. — Warum sind überhaupt um die Ballons herum keine Gassen angebracht, die ja sehr gut zur Hauptgasse geleitet werden könnten? Allerdings würde dies ja nicht zur Verschönerung des Hauses beitragen, andererseits aber brauchen die Passanten den Ballons nicht immer, wie einem Fuder Heu, aus dem Wege zu gehen. Und erst kommt doch das Nützliche und dann das Angenehme!

Die Anwohner der Trostkeulhalde und der Ausgangspunkte für die Omnibuslinien führen Klage darüber, daß in diesem Sommer, trotz der großen Hitze der letzten Tage die

Desinfektion dieser Plätze noch nicht stattgefunden hat, eine Unterlassung, die sich jedem Vorübergehenden, mehr aber noch den in der Nähe Wohnenden in der lästigsten Weise bemerkbar macht. Allen diesen Interessenten wäre es erwünscht zu erfahren, nach welchen Grundrissen diese Desinfizirung stattfindet, oder ob überhaupt nicht mehr stattfindet. In letzterem Falle würden Maßnahmen im gesundheitlichen Interesse nöthig sein.

Ganz entsetzlich schmerzt es, wenn einem Kall ins Auge gespritzt ist; man verfällt dann unwillkürlich auf frisches Wasser, um die Schmerzen durch Auswaschen des betreffenden Auges zu lindern. Nur zu bald wird man dann gewahrt, daß man damit just das Gegentheil erreicht und durch das Auswaschen mit frischem Wasser nur die Schmerzen vermehrt hat.

Bei allen derartigen Vorkommnissen thut man immer am besten, sich Rath von solchen Leuten zu holen, bei deren Beruf solche kleinen Unfälle am häufigsten vorkommen, sie wissen in der Regel schnell Abhilfe.

So kennen die Bauhandwerker für obigen Fall kein besseres Mittel als das Zuckerwasser. Seine Anwendung hat sich allenthalben bewährt. Dadurch, daß der Zucker sich mit dem Kall verbindet, wird die ährende Wirkung und Schädlichkeit für das Auge aufgehoben.

Die Hiebsspoßen von den furchtbaren Gewittern der vorigen Woche aus der Provinz kommen erst jetzt. An der Havel von Werder bis Brandenburg haben die Gewitter entsetzlich gehaust; fast jeder Ort kann einen Blizfall oder auch mehrere aufweisen, so Hohen, Rehin, Kemnig, Böh, Fersch, Werder, Caputh und Gindow. Auch hier zeigten die Gewässer vielfach abgertorbene Fische. Bei Brandenburg wurde ein Bauerngehört durch Bliz angezündet und in Asche gelegt. Bei Klein-Kreuz traf der Bliz eine Windmühle, ohne einem Gefellen, der unten am Vock stand, mehr als den bloßen Schreden beibringend. An der Eisenbahn unweit Jettig fuhr der Bliz in eine Bahnwärterbude und eine Telegraphenstange, welche er beide zerstörte.

Ein räthselhafter Selbstmord im Stadttheil Moabit wird unter dessen Bewohnern vielfach besprochen. Im Hause Stephanstraße 5 wohnt seit einem Jahre der 34 Jahre alte Postkassener Koenig mit seiner Frau und einem 7 jährigen Sohn, welcher die Gemeindeschule besucht. Ein Zimmer hatte er an einen bejahrten Junggesellen obvermietet. Mit dem Beginn der Schulferien sandte Hoening Frau und Kind zu nahen Verwandten auf das Land und war nach der Rückkehr vom Bahnhof ganz besonders aufgeregtem. Der Wambregarist lehrte am Sonntag von einem Ausflug erst spät in der Nacht nach Hause zurück, fand aber, als er sein Zimmer mit dem Schlüssel geöffnet hatte, dasselbe verriegelt. Alles Klopfen war vergeblich, das Zimmer, aus welchem ein Lebenszeichen nicht wahrzunehmen war, wurde nicht geöffnet. Es blieb daher dem alten Herrn nichts weiter übrig, als die Nacht in einem Gasthause zubringen. Am frühen Morgen ließ er das Zimmer durch einen Schlosser gewaltsam öffnen, es war aber Niemand darin. Erst nach einigen Suchen fand man den p. König im Kloset erhängt vor. Dem Ansehen nach war der Selbstmord, für den ein Motiv absolut unerfindlich ist, bereits am Sonntag Abend ausgeführt worden. Die so jäh zur Wittwe gemordete Frau ist sofort benachrichtigt worden; vielleicht vermag sie Licht in dieses Dunkel zu bringen. Die Leiche des Selbstmörders ist in das Obduktionshaus geschafft worden.

Im Tode des Goldleisten-Fabrikanten Robert Krüger wird uns noch berichtet: Krüger war seit längerer Zeit kränklich. Seine Ehefrau erfuhr eines Tages von einer Lumpensammlerin, daß dieselbe einen Wunderdokter wisse, der aus einem Kranken Kohlräger Schenk, Kopenstr. 15 wohnhaft, einen wahren Kihleien gemacht habe. Zu diesem Arzt, meinte die Lumpensammlerin, möge Herr Krüger nur gehen, die Kur würde zweifellos besser anschlagen, als „Rochen“ seine“. Nachdem Schenk die Verantwortlichkeit der an ihm vollzogenen Kur hervorgehoben, wurde der von ihm als in der Fehrdellmerstr. 9 wohnhaft bezeichnete Wunderarzt J. A. Thierlay von Krüger während der im Adressbuch von 9-12 Uhr genannten Sprechstunden aufgesucht. Der Doktor sah den Patienten an die Arme, erklärte ihn für abgemagert und verpflichtete sich, ihn von seinen Leiden zu befreien. Die Kur war eine sehr komplizierte: es sollte ein sog. Lebensweder angewandt werden, außerdem sog. Gewitteröl und Burgunderwein, dann noch Walle und eine Art Zwangsjacke. Der Wunderkünstler erklärte dem Kranken, ihn in Kürze ausfinden zu wollen und seine Experimente zu beginnen. „Natürlich“, meinte er, „komme ich nur, wenn kein Gewitter am Himmel steht; denn ballen sich dort Wolken zusammen, so hilft mein Wunderöl nicht.“ Die Besucheit wurde auf Anfang der vorigen Woche festgesetzt; der Doktor erschien aber nicht, weil Bliz auf Bliz vom Himmel herniederzuckte. Tags darauf wurde in der Krüger'schen Wohnung ein großer Karton mit Walle abgehängt, dafür die Summe von 3,50 M. dem Boten eingehändigt und es traf gleich nachher der berühmte Mann ein. Der Kranke wurde zunächst von seiner Frau am Körper gewaschen und dann durch den Arzt mittelst des Lebensweders behandelt; es war dies eine dem Schröpfen ähnliche Prozedur, durch welche der Rücken, die Brust und die Beine des Leidenden gereinigt wurden. Auf die Wunden wurde das Gewitteröl gestrichen, der Patient in Walle gehüllt, mit meiterlangen Binden bewickelt und mit einer Jade bekleidet, welche vorn zugenäht wurde. Außerdem mußte der Geseinigte, welcher vor Schmerz sich aus dem Fenster stürzen wollte, 5 Tropfen des Weis in einer Tasse schwarzen Kaffees zu sich nehmen. Sodann wurde der Burgunder erwärmt, von welchem Krüger stündlich ein Glas trinken sollte. Diese Kur sollte sechsmal wiederholt werden, um die Genesung herbeizuführen, und kostete jedesmal 15 M. In einer Wiederholung ist es jedoch überhaupt nicht gekommen: der Behandelte war bald nach der Entfernung seines Peinigers von seinem Leiden befreit; denn er verschied unter den stärksten Schmerzen. Die Leiche ist gestern Abend zwecks Obduktion nach dem Schauhause überführt worden.

Im Sumpf erstickt. Im Meißener See ist dicht bei Gaudorf am letzten Sonntag ein Pflalearbeiter auf grauenhafte Weise im Morast versunken. Derselbe badete mit noch einem Arbeiter und kam in den Sumpf. Der Andere reichte ihm zur Hilfe seinen Arm, wäre jedoch beinahe selbst extrunken, wenn nicht nach zur rechten Zeit ein anwesender Soldat vom Eisenbahn-Regiment ihm Beistand geleistet hätte. — Ein ähnlicher Fall trat sich am Tage vorher in derselben Gegend zu. Der Ruffcher Viechle von der Seleschen Pflaerei in Gallinchen ist auf ebenso gräßliche Weise und eben gekommen. Derselbe war beantragt, mit noch zwei Arbeitern acht Pferde zu baden; es waren bereits drei Pferde fertig, als Viechle mit dem vierten, welches er ritt, plötzlich in einer tiefen Stelle in dickem Moor geriet und mit dem Pferde versank. Das Bestere kam noch einige Male zum Vorschein, war jedoch in sehr kurzer Zeit erstickt. Hilfe war von Seiten der beiden anderen Arbeiter mittels Stangen oder Leinen absolut unmöglich, da sich der traurig Vorfall in wenigen Minuten abspielte. Die Leiche des Viechle, welcher Familie hinterläßt, ist bald darauf angeschwemmt worden.

Einige Aufklärung hat die Angelegenheit bezüglich des in der Nacht zum Sonntag im Thiergarten mit einem Schuß in der Schläfe aufgefundenen jungen Mannes bereits gefunden. Er ist dies der am 30. Dezember 1863 in Breslau geborene, in dem Hause Köchstr. 25 bei den Eltern wohnhaft gewesene stud. phil. Heinrich Frenkel, welcher seine Studien bereits soweit beendigt hatte, daß er im Examen begriffen war. Es war das einzige Kind seiner Eltern. Der 77 Jahre alte Vater, welcher seit längerer Zeit erblindet ist, hatte seine ganze Hoffnung auf den Sohn gesetzt. Wenn nun auch den Eltern kein Bonaquand zum Selbstmord

bekannt ist, so dürfte ein solcher doch angenommen werden. Der junge Mann, welcher am Freitag bis spät in die Nacht hinein gearbeitet hatte, vorläufig die elterliche Wohnung am Sonnabend gegen Mittag in etwas erregter Stimmung und ist seitdem nicht wieder von den Eltern gesehen worden. Die Nachfragen über den in Hause vergebens Erwarteten führten nur zu dem Ergebnis, daß er am Sonnabend Abend in Begleitung eines noch nicht ermittelten Herrn sich in dem Bierhaus „Zum Pilsener“ an der Ecke der Zimmer- und Charlottenstraße aufgehalten hat. Zweifel und der kriminalistischen Feststellung vorbehalten bleibt noch der Umstand, wie der junge Krenkel, welcher nur ganz geringe Mittel bei sich führte, in den Besitz der Waffe gekommen ist, da er eine solche nicht besaß, ferner wo sein Geld, die fehlenden Militärpapiere und sonstige Zeugnisse, sowie seine Niederlage mit Riddell, welche Gegenstände er von Hause mitgenommen hatte, verblieben sind. Es muß bei der Voraussetzung eines Selbstmordes die Veranlassung der That festgestellt werden. Vielleicht kommt mehr Licht in die Angelegenheit, wenn der Begleiter aus dem Pilsener Bierhaus sich bei der Polizei meldet.

Der Schwimmklub Moser' in neuer Auflage. Aus Mittenwäldchen wird folgendes Vorkommnis berichtet: Am Donnerstag Nachmittag, als zwei Reisende in einem Gespann die National-Brücke passierten, bemerkten dieselben einen mit zwei kleinen Kindern besetzten Kinderwagen im Kanal. Schnell entschlossen sprang der eine vom Wagen, stieg ins Wasser und brachte den Wagen mit den beiden noch lebenden Insassen ans Land. Die Mutter der beiden Kinder hatte den Wagen an dem abschüssigen Rande des Kanals stehen lassen und war in einen Laden gegangen; wahrscheinlich ist infolge von Bewegungen der Kinder der Wagen die Kanalbühnung hinuntergerollt. Ohne das rechtzeitige Erscheinen und die Entschlossenheit des Herrn wäre, da infolge der vielen Gewitterregen der Wasserstand des Kanals besonders hoch ist, ein Unglück wohl schwerlich verhütet worden.

Polizeibericht. Am 6. d. M., Morgens, wurde ein Postkassierer in seiner Wohnung in der Stephanstraße erhängt vorgefunden. — Vor dem Hause Poststr. 1 fand Vormittags ein Zusammenstoß zwischen einem Möbelwagen und einem dort haltenden Koffwagen statt und geriet hierbei der den letzteren beaufsichtigende Arbeiterburche Schmidt mit dem Bein zwischen das Rad und die Vordachswelle, so daß er bedeutend verletzt wurde. Er mußte nach der Charité gebracht werden. — Als zu derselben Zeit der Rangmeister Heinrich auf dem Hamburger Innen-Bahnhofe einen in der Fahrt befindlichen Zug besteigen wollte, geriet er mit dem Bein unter die Räder und wurde so schwer verletzt, daß er nach dem Augusta-Hospital gebracht werden mußte. — In einem Gasthause wurde Vormittags ein Techniker mit einer Schußwunde in den Schläfen und Abends auf dem Platz des Hauses Friedrichstr. 115 ein unbekannter etwa 50jähriger Mann mit einer gleichen Verletzung aufgefunden. Beide wurden noch lebend nach der Charité gebracht. — Vor dem Hause Leipzigerstr. 88 wurde Abends ein Handelsmann von einem Omnibus überfahren und erlitt einen Bruch des Oberschenkels, so daß seine Weiterführung nach der Charité erforderlich wurde. — Als zu derselben Zeit der Arbeiterburche Döring mit einem anderen Knaben auf dem Felde östlich der Viehgrube mit einem geladenen Revolver spielte, entlud sich plötzlich ein Schuß, welcher Döring traf. Schwer verletzt wurde derselbe nach dem Krankenhaus am Friedrichshain gebracht. — Am 7. d. M. wurde ein Drechslermeister in seiner Werkstatt in der Sebastiansstraße erhängt vorgefunden. — Am 6. d. M. fanden zwei Brände statt.

Theater.

Im Lustspieltheater brachte am Sonnabend das Ensemble-Gesellschaft der Angela Neumann'schen Operngesellschaft für Berlin eine Komödie zur Aufführung: Die drei Pintos. Komische Oper in drei Akten von Karl Maria von Weber. Um für die wohl selbstempfundene Sache, die man dem großen Namen angethan, die Absolution zu erhalten, sagte der Pintel bei, daß die fertige Fertigstellung dem Onkel des großen Todten, die musikalische dem Kapellmeister Gustav Mahler zufalle. H. M. von Weber hat nur eine kleine Reihe von Szenen musikalisch vollendet, kaum einen der aus drei veranlagten Akte; deshalb hatte Weberbeer f. S. aus Piel für den Todten und mit Rücksicht auf seinen eigenen guten Ruf, die Vollendung der Entwürfe abgelehnt. Mahler unterzog sich dem Austrage des Entfels, aber unsterblich macht ihn diese Bearbeitung nicht. Für den musikalischen Werth dieser „Weber'schen“ Oper ist es bezeichnend, daß man, ohne den Charakter zu ändern, ebenso gut den dritten Akt an die Stelle des ersten setzen oder mit dem zweiten beginnen könnte; und wenn die Handlung es gestattete, würden die Weber-Verweirer sogar am besten wegkommen, wenn sie den zweiten Akt gänzlich zu hören bekämen; in der jetzigen Bearbeitung — abgesehen von der dramatischen Unmöglichkeit des Schlußes — ist der Akt am Ende zu unangenehm färend, trotzdem oder vielleicht gerade, weil auch noch die aus den Konzertprogrammen bekannte herrliche „Aufforderung zum Tanz“ als Balleteinlage hinzugefügt war. Freilich, wenn man überhaupt das Recht eines solchen musikalischen Leiherrathes anerkennt, muß man auch zugeben, daß die Mahler'sche Bearbeitung wenigstens voll im Weber'schen Geiste gehalten ist; alles Fehlende wurde aus anderen Weber'schen Kompositionen entlehnt und lose miteinander verbunden — ein musikalischer Fadenstrich, aber kein fertiges Gewand. — Die Aufführung war labelllos, frisch und lebendig; die Chöre geradweg musterhaft. Sämmtlich übertragten Hl. Frank und Herr Perleus ihre Lieder, an Spiel Frau v. Kettich-Piel; Herr Ehrli utrierte seinen dummen, ungeschickten Landjunker zum Tolpatsch und Herr Siegling hätte bei seiner hübschen Gesangsleistung nicht nöthig gehabt, dem Balletmeister ins Handwerk zu pfuschen. Der Besuch war, auch für eine Premiere, sehr mäßig.

Gerichts-Beitrag.

Eine Anklage wegen Verletzung bezw. wegen Annahme von Geschenken in dienstlicher Eigenschaft wurde gestern vor der IV. Strafkammer des Landgerichts I gegen den Kaufmann Otto Polke und den Schuhmann Polze verhandelt. Der erste Angeklagte ist Inhaber des Garderoben-Geschäfts „Zum Kleider-Pascha“ in der Rosenthalerstraße. Am Nachmittage des 7. Dez. vor. J. waren die Schaufenster des Polke'schen Geschäfts nicht vorchriftsmäßig verhängt. Der Schuhmann Polze betraf den Laden und soll hier von Polke eine Handvoll Zigarren und eine Mark erhalten haben, um, wie es auch geschah, von der Erstattung einer Anzeige wegen Sonntagsgewerbetheiligung Abstand zu nehmen. Zwei von Polke entlassene Handlungsdienere haben die Sache zur Anzeige gebracht. Die Beschuldigten bestritten ihre Schuld und gaben eine ganz andere Aufklärung über den Sachverhalt. Der Schuhmann Polze habe vor längerer Zeit in dem Polke'schen Geschäft einen Ueberzieher gekauft und auch einen Kollegen zu demselben Zwecke dorthin geschickt. Später habe Polze erfahren, daß sein Kollege billiger gekauft habe, wie er, er will an jenem Nachmittage in das Polke'sche Geschäft gegangen sein, um sich darüber zu beschweren. Polke habe ihm dann einige Zigarren und eine Mark gegeben, um ihn zu entschädigen. Die Belastungszeugen blieben bei ihrer vor der Polizei gemachten Aussage stehen. Der Schuhmann habe den Laden mit den Worten betreten: „Herr Polke, es ist nicht erlaubt, Waaren während der Kirchzeit auszuhängen und die Fenster unverschleiert zu lassen.“ Der Ueberzieher habe, ohne

etwas zu erwidern, in die Zigarrenliste gelangt, eine Handvoll herausgenommen und sie dem Schuhmann nebst einem Markstück gegeben. Dann habe Polke den Beamten mit in das Hinterzimmer genommen, wo sie fast eine halbe Stunde verblieben wären. Die Fenster seien nicht verhängt worden. Der Polizeileutnant erklärte, daß Polke einen geradezu demoralisirenden Einfluß auf die Beamten ausübte und es sei betäubend, daß Polze jetzt die schwersten Folgen tragen müsse. Die Verteidiger, Rechtsanwält Kaufmann und Dr. Gottlieb, stellten den Antrag, eine Anklage vom Polizei-Präsident darüber einzuholen, daß den Beamten während der Weihnachtszeit gestattet sei, von der Erstattung einer Anzeige wegen der in Rede stehenden Uebertretung Abstand zu nehmen und der Gerichtshof folgte dem Antrage und vertagte den Termin.

Am zehn Pfenning hat sich der Handlungskommiss Otto Silbermann eine Anklage wegen Betruges zugezogen, welche bisher in zwei Instanzen in der unschönlichsten Weise verhandelt worden ist. Am 28. Mai vor. J. wurde der Angeklagte mit einem unglücklichen Fahrschein auf der Stadtbahn betroffen. Er war von Rummelsburg nach dem Bahnhofe Alexanderplatz gefahren mit einem Schein, der für die umgekehrte Richtung gekauft und schon benutzt war. Der Inspektor wollte ihn in die vorchriftsmäßige Strafe von sechs Mark nehmen, der Angeklagte erklärte aber, daß er so viel Geld nicht bei sich führe und nun wollte der Beamte die Sache auf sich beruhigen lassen, wenn der Angeklagte nur 10 Pf. für ein nachträglich zu lösendes Billet zahlen wollte. In unbegreiflicher Eigensinn verweigerte Silbermann auch dies und nun wurde Anklage wegen Betruges erhoben. Vom Schöffengericht wurde er freigesprochen, da man die Fahrscheine auch im Vorrath kaufen und sie ebenso gut für die Rückfahrt wie für die Hinfahrt benutzen kann, es auch nicht für erwiesen erachtet wurde, daß das fragliche Billet bereits einmal benutzt worden war. Der Staatsanwalt legte Berufung ein und zum gestrigen Termine waren zwei Bahnhofinspektoren und zwei Billetverkaufserinnen geladen, außerdem aber noch ein Gutachten des Betriebsamtes eingeholt worden, um den Beweis zu führen, daß der Fahrschein bereits einmal benutzt worden war. Dieser Nachweis gelang durch die auf dem Fahrschein befindliche laufende Nummer. Es mußte schon Tags vor der Anklage des Angeklagten verkauft und benutzt worden sein. Der Gerichtshof erkannte nach dem Antrage des Staatsanwalts auf eine Geldstrafe von 20 M., ev. 4 Tage Gefängniß unter Aufhebung des ersten Urtheils.

Als ein angenehmer Hauswirth zeigte sich der Maurer Wilhelm Nagel, welcher gestern unter der Anklage des Arrestbruchs und des Hausfriedensbruchs vor der 91. Abtheilung des Schöffengerichts stand. Der Angeklagte hat im Osten der Stadt ein Haus gebaut, welches zumeist von Arbeiter-Familien besogen wurde. Der Arbeiter M. konnte am 1. Januar die pränumerando zu leistende Monatsmiete nicht aufstreifen, er hat den Angeklagten, noch etwas Nachsicht zu haben, und diese Bitte wurde ihm auch gewährt. Wenige Tage darauf erhielt M. eine gerichtliche Aufforderung, die fällige Miete fernere nicht mehr an den Vermiether, sondern an den Administrator Köhler zu zahlen, da der Letztere seinen Verpflichtungen gegen die Hypothekengläubiger nicht nachgekommen war. Mitte Januar zahlte M. darauf die Miete an den Administrator. Wenige Tage später erschien der Angeklagte bei M. und forderte die rückständige Miete. Als er erfuhr, daß die Zahlung bereits an den Administrator geleistet sei, wurde er in hohem Grade erstickt. Um sich zu rächen hob er sämtliche Thüren und Fenster aus und kammerte sich nicht um das Jammern der Frau, daß sie mit ihren Kindern doch bei Winterzeit nicht in den offenen Räumen sitzen könne. Als am Abende der Ehegatten M. von der Arbeit nach Hause kam und die Besperrung sah, eilte er zum Administrator und zur Polizei, aber erst nach Stunden gelang es, den Angeklagten zu bewegen, wenigstens einen Raum wieder mit Fenstern und Thüren zu versehen, so daß die Familie während der Nacht ein Unterkommen hatte. Am folgenden Tage wurde der Angeklagte gezwungen, sämtliche Thüren und Fenster wieder einzuhängen. Im Termine behauptete der Beschuldigte, daß er die Thüren und Fenster habe ausbessern lassen müssen, eine Kuttere, die der Vorstehende für „albern“ erklärte. Der Staatsanwalt hielt beide Vergehen für erwiesen und beantragte eine Gefängnißstrafe von sechs Wochen. Der Gerichtshof hielt einen Arrestbruch deshalb nicht für vorliegend, weil der Angeklagte trotz der über sein Haus verhängenen Administration seiner Besitzrechte nicht entäußert worden sei. Wegen des empfindlichen Verhaltens des Angeklagten müsse die Bestrafung wegen Hausfriedensbruchs aber eine strenge sein. Es wurde hierfür auf 14 Tage Gefängniß erkannt.

Am 2. Juli d. J. fand vor dem hiesigen Schöffengericht die Verhandlung gegen den früheren Kassirer der Ethischen Gesellschaft, Herrn A. Panter, wegen Unterschlagung statt. Aus der Verhandlung ging folgendes hervor: Am 6. April z. fand Kassen-Revision statt, bei welcher ein Fehlbetrag von 229 M. 49 Pf. entdeckt wurde. Diese Summe wollte die Frau Panter am Nachmittage desselben Tages auf dem Wege zu einem Handwerker, um bei demselben genannten Betrag in größere Münzsorten umzuwechseln, verloren haben.

Da jedoch Frau Panter 3 Wochen vorher aus der Ethischen Gesellschaft als Mitglied ausgestoßen worden war und Herr Panter gesteht, daß die Ethische Gesellschaft nun auch wieder mit 6 Dreier aufhören müsse, wie sie angefangen habe, so wurde Anzeige erstattet. Die Staatsanwaltschaft hat Frau Panter mit unter Anklage gestellt. Die Angeklagten erklärten sich für nichtschuldig. Nach kurzer Verhandlung beantragte der Staatsanwalt die Freisprechung.

Bei der Urtheilsverkündung hob der Vorstehende hervor, daß Frau Panter in höchstem Maße der Unterschlagung verdächtig sei, jedoch wegen nicht genügender Beweise freigesprochen werden müsse.

Die Kosten wurden der Staatskasse auferlegt.

Eine sensationelle Verhandlung fand vor der Strafkammer des Amtsgerichts zu Gerswalde statt. Angeklagt war der Redakteur der „Oberbarnimer Post“, O. Gemmler, wegen Verleumdung des Redakteurs der „Gerswalder Ztg.“, Adolf Lemme. Der Anklage lag folgender eigenhändlicher Inhalt zu Grunde: Auf ein Aus Schreiben zur Befreiung einer Stelle als Vorbereiter der jüdischen Gemeinde zu Gerswalde während der Hauptfeierstage im vorigen Herbst, erhielt der Vorstand der Synagogen-Gemeinde eine Postkarte etwa folgenden Inhalts: „Ich bewerbe mich hiermit um die ausgeschriebene Stelle als Vorbereiter, zu welcher ich mich, wie ich in meinen polemischen Artikeln gegen den Fürsten Bismarck dargelegt habe, besonders geeignet erachte. Sollte auf mich nicht reflektirt werden, dann empfehle ich für die vakanten Stellen die Herren Grossmann, Hornemann und Lautenschläger. Adolf Lemme, Redakteur der „Gerswalder Zeitung“. Die genannten Personen gehören dem Agitationskomitee der freisinnigen Partei an. Auf Betreiben der Vorstandmitglieder der jüdischen Gemeinde, welche in diesem Schreiben eine Religionsverpöschung erblickten, beauftragte Redakteur Lemme, dessen Namen auf so schlimme Weise mißbraucht worden war, seinen Rechtsbeistand, Rechtsanwalt Dr. Flatau in Berlin, den Fall bei der Staatsanwaltschaft in Preuzlau anhängig zu machen. Verschiedene vom Angeklagten im Verzuge des Lemme befindliche Schriftstücke wiesen auf diesen als den Verfasser der inkriminirten Postkarte hin, und die zum Handschriftenvergleich aufgerufenen Schriftsachverständigen Kommissar Seegele und Postalligraph Schütz in Berlin begutachteten mit voller Bestimmtheit, daß der Angeklagte der Schreiber der inkriminirten Karte sei. Die Staatsanwaltschaft erhob daraufhin die vorstehend bezeichnete Verleumdungsanklage im öffentlichen Interesse, indem sie andererseits bei der

Religionsverpöschung die Erregung eines öffentlichen Meergarnisses vernichtete und der Karte die Qualität einer Urkunde nicht beizulegen vermochte. — Der Angeklagte behauptete, daß er die fragliche Karte nicht geschrieben habe, daß sonach die Schriftsachverständigen sich absolut geirrt haben müssen. — Als Schreiber der Karte hat sich bei dem Beleidigten, sowie bei dem Angeklagten der Bureaugehilfe Thiede gemeldet. Derselbe, als Zeuge geladen, bekundete zunächst unendlich, daß er die Postkarte geschrieben und abgeschrieben habe. Auf denselben habe er seine Handschrift ein wenig verstellt. Der Zeuge überreichte dem Gerichtshof das Konzept zur Karte und eine später gefertigte Abschrift derselben, bei welcher er seine Handschrift allerdings nicht verstellt habe. Die Schriftstücke zirkuliren bei den Mitgliedern des Gerichtshofs, welche dieselben kopfschüttelnd weitergeben. Der Zeuge erbot sich, seine Aussage zu beschwören. Der Sachverständige Schütz rebet demselben dringend davon ab, da er es für ganz unzweifelhaft erachtet, daß der Angeklagte die inkriminirte Postkarte geschrieben hat und da die vom Zeugen überreichten Schriftstücke ganz andere Tragen und von einer Uebereinstimmung beider Handschriften auch nicht eine Spur vorhanden sei. Der Zeuge bleibt aber bei seiner Bezeugung und beschwört seine Aussage. Angesichts dieser beschworenen Aussage hält der Staatsanwalt die Anklage nicht aufrecht und beantragt Freisprechung des Angeklagten, auf welche der Gerichtshof auch erkennt. Demnach wird sich nun Thiede wegen derselben Verleumdung zu verantworten haben.

Soziale Uebersicht.

Die bergische Stahlindustrie geht nach einer Meldung der „Kölnischen Zeitung“ immer mehr zurück. Wenn es nicht gelänge, neue Absatzgebiete zu eröffnen, komme für die dortige Industrie eine sehr ernste Zeit. Es gingen bereits viele Arbeiter mangels genügender Beschäftigung mäßig. — Und das alles trotz des „Segens der Schutzhölle“?

Die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands veröffentlicht folgenden Situationsbericht: Der Ausstand der Schuhmacher in Darmstadt ist am 28. Juni eingetreten. Es haben 100 Genossen die Arbeit eingestellt, von denen 46 verheirathet sind. Wenn es gelingt, den Zugang fern zu halten, so erwarten die Genossen ein günstiges Ende ihres Kampfes, da sie fast ausnahmslos keine Arbeitgeber als Gegner haben. — Der Ausstand in Göppingen soll beendet sein, doch liegt authentische Nachricht nicht vor. Ebenso liegt es mit dem Streik der Heizer und Kohlenzieher in Bremerhaven. Es sind dort in den letzten Tagen Unterhandlungen angeknüpft worden, doch verlangte die Direktion des Lloyd für die teilweise Bewilligung der Forderungen der Arbeiter die Auflösung des Fachvereins. Die Streikenden lehnten dieses entschieden ab. — In Stegitz und Werburg kamen eine Anzahl Formner zum Ausstand. In ersterem Orte wegen Maschinellung eines Kollegen, in letzterem Orte wurden die Leute entlassen, weil sie sich eine geradezu brutale Behandlung seitens des Ingenieurs der Fabrik nicht gefallen lassen wollten.

Für letzteren Ort wird seitens des Fabrikanten mit allen Mitteln Ersatz für die ausstehenden Arbeitskräfte gesucht, doch hoffen wir, daß die Formner nicht gewillt sind, ihre Genossen zu ersetzen, um gleich Sklaven gemishandelt zu werden. Auch in Albersleben kamen 17 Formner zum Ausstand, weil ihnen zugemuthet wurde, Arbeiten, die aus der Bernburger Fabrik herkommten, herzustellen. Auch von diesem Orte ist Zugang fernzuhalten.

Der Tischler P. Kisch aus Lindenwalde wird um Angabe seiner Adresse ersucht, bezüglich Abrechnung über die Raimarkten. Die Generalkommission.

Veranstaltungen.

Freie Vereinigung der Berliner Maurer. Eine ordentliche Mitgliederversammlung fand am 2. d. M. in Oefel's Lokal, Sebahausstr. 39, statt. Zum ersten Punkt der Tagesordnung verlas der Kassirer die Abrechnung für das zweite Quartal 1891. Darnach weist die Kasse einen Bestand von 100 M. 82 Pf. aus. Im Vergnügungsfonds befinden sich 197 M. 94 Pf. Nachdem die Revisionen die Richtigkeit der Abrechnung konstatiert hatten, wurde der Kassirer entlastet. An Stelle des ausstehenden Revisors Kollegen Karge wurde Kollege Wilhelm Palm gewählt. Kollege Franz Schulz verlas dann und zwar im Auftrage des Ausschusses den Rechenschaftsbericht desselben, woran sich die Erziehung zum Kaufmann schloß. Gewählt wurden die Kollegen Franz Schulz und Wilhelm Nedanz. Im Verschiedenen beschloß die Versammlung die Regelung einer Landpartie dem Vorstände zu überlassen, und nahm dann einen Antrag an, welcher beflagte, den für heute angesetzt gewesenen Vortrag nicht stattfinden zu lassen. Daraus erfolgte Schluß der Versammlung.

Die Lohnkommission der Berliner Zimmerer hatte für den 3. d. M. eine öffentliche Gewerkschafts-Versammlung nach dem Joel'schen Saale einberufen. Die Versammlung war besetzt für die Stadttheile Osten und Südosten und hatte in erster Linie den Zweck, die Bedeutung des Beschlusses der Generalversammlung der Zimmerer Berlins vom 21. Juni d. J. darzulegen. Kamerad Lehmann, welcher diese Aufgabe übernommen hatte, hob in seinem Referat hervor, es sei notwendig für die Berliner Zimmerleute, wieder Vertrauen zu fassen, nachdem dasselbe infolge der bedauerlichen Vorkommnisse bei der Lohnkommission, welche den Streik im Jahre 1889 geleitet und die Geschäfte geführt hatte, sehr stark erschüttert worden sei. Demzufolge wären alle denkbar möglichen Maßnahmen vorgesehen worden, daß bei der am 21. d. J. aus der Allgemeinheit der Berliner Zimmerleute gewählten Lohnkommission derartigen Unregelmäßigkeiten vorgebeugt werde. Die Darlegung des Geschäftsplanes der Lohnkommission überreichte die Versammlung, daß das Erforderliche geschähe. Die Bedeutung der Wahl einer Lohn-Kommission, welche aus beiden Richtungen zusammengesetzt sei, liege klar auf der Hand. Diese Wahl beweise, daß die Berliner Zimmerer gewillt sind, alle bisherigen Streitfragen anzutreten zu lassen vor der Hauptfrage, der Wagenfrage, und daß sie wieder mit vereinten Kräften für die Aufbesserung der traurigen wirtschaftlichen Lage der Zimmerer wirken wollen. Diese traurige wirtschaftliche Lage fand durch den Referenten eine eingehende Beleuchtung, ebenso die sozialistische Arbeiterbewegung, welcher die Berliner Zimmerleute mit Leib und Seele angehören und die jedwede Streitfrage unter sich von selber aufschließen müsse. Der vorgedachte Beschluß, welcher die alte Einigkeit unter den Berliner Zimmerleuten wieder herstelle, sei auch in seiner Einwirkung auf das Unternehmertum nicht zu unterschätzen. Darum erwartete Nedanz, daß alle Kameraden mit Energie hinter dem gefassten Beschlusse stehen und die Lohnkommission mit allen Kräften in ihrem Bestreben unterstützen werden, bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen zu erringen.

In zweiter Linie hatte die Versammlung den Zweck, einen Vertrauensmann für diesen Bezirk zu wählen und legte der Referent auch die Bedeutung dieser Wahl dar.

Nach einer weiteren Diskussion wurde hierauf zum Vertrauensmann für den Osten und Südosten Kamerad Seegele gewählt.

Mit einem Hoch auf die gedeihliche Entwicklung der Zimmererbewegung wurde Johann die Versammlung geschlossen.

